

Die Berge Gottes

von

Helmut Lamparter

Gelnhausen und Berlin-Dahlem
Burckhardthaus-Verlag, 2. Aufl. 1956

© Neu bearbeitet und herausgegeben von Thomas Karker, Bremen
3/2022

Inhaltsverzeichnis

Seite

<i>Vorwort</i>	3
1. <i>Einführung: Hebe die Augen auf!</i>	4
2. <i>Ararat: Der Berg des Erbarmens (1. Mose 7,11 – 8,4)</i>	6
3. <i>Morija: Der Berg der Versuchung (1. Mose 22,1 – 14)</i>	12
4. <i>Sinai: Der Berg des Gesetzes (2. Mose 19,1 – 20,21)</i>	19
5. <i>Nebo: Der Berg der Sehnsucht (5. Mose 34,1 – 8)</i>	27
6. <i>Karmel: Der Berg der Entscheidung (1. Könige 18,1 – 39)</i>	33
7. <i>Tabor: Der Berg der Verklärung (Matthäus 17,1 – 9)</i>	40
8. <i>Golgatha: Der Berg der Versöhnung (Lukas 23,26 – 48)</i>	48
9. <i>Zion: Der Berg des Heils (Hebräer 12,18 – 25)</i>	55
10. <i>Ps. 121</i>	62

Vorwort.

Das da Büchlein ist die Frucht einer Bibelarbeit, welche auf einer Freizeit Maloja (Engadin) zu Füßen den Piz da la Margna und des Piz Linghin am Silbersee mit jungen Menschen gehalten wurde.

Es will ein Gruß sein an die vielen, die in den letzten Jahren im Angesicht dieser grandiosen Bergwelt eine dieser unvergesslichen Freizeiten erleben durften, darüber hinaus ein Gruß an alle, welche die Berge lieben.

Sein Ziel ist, den Leser zu einer Wanderung durch die Bibel einzuladen, um im Hören auf Gottes Wort jene Berge zu Gesicht zu bekommen, welche der Psalter „die Berge Gottes“ nennt (Ps. 36,7). Das sind nämlich die Berge, von denen uns allein Hilfe kommt.

Dr. Helmut Lamparter

I.

Einführung: Hebe die Augen auf!

Im 121. Psalm grüßt uns zu Beginn das Wort: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Was sind denn das für Berge, von denen hier so verheißungsvoll die Rede ist? Sind es die stolzen Gipfel, die stummen Riesen aus Fels und Eis, wie wir sie im Hochgebirge, etwa in den Alpen, vor Augen sehen? Sind es diese steinernen Zeugen von Gottes Schöpfermacht, deren Anblick jeden Freund der Berge immer neu begeistert – leuchtender Traum einer Sehnsucht, die sich erst dann erfüllt, wenn der Fuß auf dem Gipfel steht? Kein Zweifel, dass der majestätische Anblick dieser Berge ein Menschenherz, zumal ein junges Herz, ehrlich begeistern kann. Es ist ein großes Geschenk, wenn es uns vergönnt ist, je und dann einmal unsre Augen zu diesen hohen, leuchtenden Zinnen aufzuheben. Der Anblick der Berge ist eine starke Hilfe, nicht nur unterwärts, sondern aufwärts zu blicken. Und wer je einmal die köstlichen Stunden einer Gipfelrast auf irgendeinem Dreitausender erlebt hat, der wird es bestätigen: Es fällt in solchen Stunden vieles von uns ab, was uns sonst beschwert und niederzieht. Auf einem Gipfel stehen heißt die Welt unter den Füßen haben. Da gewinnt man neue Maßstäbe für das, was groß und klein, was wichtig und unbedeutend in unsrem Leben ist. Der Himmel ist nah, und die Luft ist rein; versunken und vergessen ist der Lärm und das Gewühl der Gassen. Ein Gipfel reiht sich an den andern, soweit das Auge schweift, bis zuletzt am fernen Horizont die Konturen der Berge in das zarte Blau des Himmels übergehen. O ja, es ist ein herrlich Ding um diese Wunderwelt der Berge! Ein köstliches Erlebnis ist solch eine Gipfelrast.

Und doch, wer will behaupten, dass uns von diesen Bergen wirklich „Hilfe“ kommt? Nicht nur, dass auf jeden Aufstieg wieder ein Abstieg folgt, dass es gilt, nach kurzer Rast auf solch einer leuchtenden Bergspitze wieder zurückzukehren in das Tal unsrer Mühen und Sorgen, das sich zuweilen zu einer engen, dunklen Schlucht verengt. Täuschen wir uns nicht: Auch die Berge selbst lassen uns im Stich, wenn wir in einer äußeren oder inwendigen Not wirklich der Hilfe bedürftig sind. Sie sind wohl mächtige, aus Fels und Stein aufgetürmte Zeugen von der Majestät des Schöpfers, der Himmel und Erde schuf. Aber die Steine sind stumm. Die Berge schweigen, sie spenden keinen gültigen Trost. Und wer sie wirklich erlebt hat, der weiß: sie können nicht nur begeistern und entzücken. Sie können auch drohen, vernichten, zermalmen! Ich denke an einen jungen Theologen, der vor Jahren in die Schweizer Berge fuhr, um dort im Walliser Bergland das Manuskript einer wissenschaftlichen Arbeit abzuschließen, welches die Lutherforschung der letzten anderthalb Jahrzehnte wesentlich gefördert hat. Am selben Tag, an dem er die letzten Sätze niederschrieb, ist er droben am Märjelen-See von einem stürzenden Eisblock erschlagen worden! In einem Augenblick war ein junges, hoffnungsvolles Leben, eine große Hoffnung unserer Kirche, ausgelöscht.¹

1 Wilhelm Link, gest. am 14. August 1938 durch einen Unfall in den Bergen nach Vollendung seiner Arbeit über „Luthers Ringen um die Freiheit der Theologie von der Philosophie“ (Chr. Kaiser, München, 1940).

Wahrhaftig, die Berge sagen uns nicht, wessen wir Menschenkinder uns von dem Gott, der sie so gewaltig auftürmte, zu versehen haben. Sie geben uns keinen Aufschluss darüber, ob uns seine Gnade umfängt oder seine Macht zermalmt. Es ist ein Stück Heidentum zu meinen, dieser Gott habe auf den Höhen der Berge seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Wir sollten uns davor hüten, dieses Heidentum am bescheidenen Feuerchen einer romantischen Schwärmerei wieder aufzuwärmen. Nach dem Zeugnis der Schrift wohnt dieser Gott, der über uns Gewalt hat, „in einem Licht, da niemand zu kann“ (1. Tim. 6,16). Wollen wir Ihn erkennen und finden, dann müssen wir Ihn dort suchen, wo Er sich finden lässt: In seinem Wort. Unsre Hilfe kommt eben nicht von den Bergen, sondern – wie der Psalmist sofort selbst erläutert – von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Dennoch ist es kein Zufall, dass in unsrer Bibel die Berge eine bedeutsame Rolle spielen. Unser Gott ist und bleibt ein majestätischer Gott! Deshalb nimmt es nicht wunder, dass Er nicht selten die ragenden Gipfel zum Schauplatz seines Handelns erkoren hat. So finden wir denn in der Heiligen Schrift eine ganze Kette von Bergen, auf deren Höhen der Glanz seiner Offenbarung liegt. Es sind Berge, die von den Taten Gottes zeugen, Berge, auf denen Er seinen Namen, sein Wesen und seinen Willen kundgetan hat, seinen gewaltigen Arm enthüllte. Ihr Name ist unlöslich, für alle Zeiten, verknüpft mit der Geschichte des Volkes Gottes im Alten und im Neuen Bund. In den Namen dieser Berge spiegelt sich ein Stück der Offenbarungsgeschichte Gottes auf Erden. Es sind Berge des Heils mitten in einer heillosen Welt, Berge, die reden und zeugen und Seine Botschaft ausrichten von Geschlecht zu Geschlecht. Sie überragen ein Jahrtausend menschlicher Geschichte um das andre und sie werden reden und zeugen, bis dass Himmel und Erde vergehen. Zu diesen Bergen Gottes gilt es die Augen aufzuheben – empor über das Flachland unsrer Durchschnittsgedanken, über unsre Sorgen und Begierden, unsre kleinen Freuden und großen Traurigkeiten. Das sind nämlich die Berge, von denen uns wahrhaft Hilfe kommt. Es lohnt sich, die leuchtende Kette dieser Berge mit den inwendigen Augen des Herzens gleichsam abzuwandern. Sie laden uns ein zu einer hohen und heiligen, wahrhaft befreienden Gipfelrast.

II.

Ararat

Der Berg des Erbarmens.

1. Mose 7,11 – 8,4

In dem sechshundertsten Jahr des Alters Noahs, am siebzehnten Tage des zweiten Monats, das ist der Tag, da aufbrachen alle Brunnen der großen Tiefe, und taten sich auf die Fenster des Himmels, und kam ein Regen auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte. Eben am selben Tage ging Noah in den Kasten mit Sem, Ham und Japhet, seinen Söhnen, und mit seinem Weibe und seiner Söhne drei Weibern, dazu allerlei Getier nach seiner Art. Und der Herr schloss hinter ihm zu.

Da kam die Sintflut vierzig Tage auf Erden, und die Wasser wuchsen und hoben den Kasten auf und trugen ihn empor über die Erde. Und das Gewässer nahm überhand und wuchs sehr auf Erden, dass alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden. Fünfzehn Ellen hoch ging das Gewässer über die Berge, die bedeckt wurden. Da ging alles Fleisch unter, das auf Erden kriecht, an Vögeln, an Vieh, an Tieren und an allem, was sich regt auf Erden, und alle Menschen. Alles, was einen lebendigen Odem hatte auf dem Trockenen, das starb. Allein Noah blieb übrig und was mit ihm in dem Kasten war. Und das Gewässer stand auf Erden hundert und fünfzig Tage.

Da gedachte Gott an Noah und an alle Tiere und an alles Vieh, das mit ihm in dem Kasten war, und ließ Wind auf Erden kommen, und die Wasser fielen und die Brunnen der Tiefe wurden verstopft samt den Fenstern des Himmels, und dem Regen vom Himmel ward gewehrt, und das Gewässer verlief sich von der Erde immer mehr und nahm ab nach hundert und fünfzig Tagen. Am siebzehnten Tage des siebenten Monats ließ sich der Kasten nieder auf das Gebirge Ararat.

Wenn wir unsre Augen aufheben zu den Bergen der Bibel, so ragt als Erster ein Berg aus unendlich ferner, grauer Vorzeit vor unsrem inneren Auge auf. Ararat ist sein Name. Wir kennen die Geschichte von Kindheit an, in welcher dieser Berg eine bedeutsame Rolle spielt. Es ist die Geschichte von der großen Flut, die über die Erde ging, eine Urkatastrophe, deren verheerende Gewalt auch in den Sagen und Mythen heidnischer Völker ihre Spuren hinterließ. Wasser, unendliche Wasser fluten um diesen Berg – ein einziges, graues, unermessliches Meer, soweit das Auge reicht. Was ist geschehen? „Es reute Gott, dass Er den Menschen gemacht hatte,“ so lesen wir. Denn sie wollten sich von seinem Geist nicht mehr strafen lassen. Da beschließt Gott bei sich selbst: „Ich will die Menschen, die Ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde.“ Wir merken schon: Was hier erzählt wird, ist keine vergangene Geschichte, die wir erst künstlich zum Leben erwecken müssten. Es ist eine sehr moderne Geschichte! So ist es doch, damals

und heute: Die Menschen wollen sich von Gottes Geist nicht mehr strafen lassen. Eigensinnig und trotzig halten sie an ihren selbstgewählten, bösen Wegen fest. Gottes Wort gleitet, wenn sie es überhaupt noch hören, spurlos an ihnen ab. Sein Geist stößt auf verschlossene Herzen. Dass wir aus einer Zeit schwerster Gerichte kommen, scheint landauf, landab bereits wieder vergessen zu sein. Und wir müssen uns nur wundern, dass Gott nicht noch ganz anders in seinem Zorn mit uns verfährt. Zeigt uns doch diese Geschichte von der großen Flut, die einst über die Erde ging und alles Fleisch unter sich begrub, dass seine Geduld und Langmut sehr wohl ihre Grenzen hat. Es ist nicht so, dass dieser Gott des Menschen bedürfte. Er kann dieses Menschengeschlecht, wenn es sich hartnäckig gegen seinen Schöpfer auflehnt, jederzeit wieder vertilgen und auslöschen. Er hat es getan – damals, als diese entsetzliche Flut über die Erde ging. Wir hören, wie das allein von Gottes Befehl gebändigte Element des Wassers entfesselt wird: Die Brunnen der Tiefe öffnen sich. Die Fenster des Himmels tun sich auf. Tag und Nacht rauscht der Regen in Strömen auf das Erdreich herab. Der Bach wird zum Fluss, der Fluss zum reißenden Strom. Seen und Meere treten über die Ufer. Der riesige Ozean, den die Weltmeere zusammen bilden, erwacht, wie ein schlafender Riese erwacht, und überflutet das offene Land. Höher und höher steigt die Flut, bis sie zuletzt fünfzehn Ellen hoch die höchsten Berge bedeckt und alles, was lebt, unter sich begräbt.

Aber sich – dort über den Wassern unter dem grau verhangenen Himmel schwimmt und treibt ein seltsamer „Kasten!“ Acht Menschen sind darin eingeschlossen, in drangvoller Enge mit vielem Getier. Es ist jenes merkwürdige Fahrzeug, das Noah, der Einzige, der vor Gottes Augen Gnade fand, auf höchsten Befehl notdürftig genug zusammengezimmert hat. Ehe die Flut kam, hat ihn Gott mit eigener Hand samt den Seinen in dieser „Arche“ eingeschlossen. Die steigenden Wasser hoben das Schiff vom Land, und nun treibt es steuerlos hundertfünfzig Tage, also nahezu ein halbes Jahr, über die unendlichen Wasser. Was für eine unheimliche Fahrt! Wie eng und dunkel mag es im Innern dieser Arche gewesen sein, die nur ein einziges kleines Fenster oben in der Decke hat, damit Noah mit den Seinen während dieser Fahrt steil nach oben blicke! Die Eingeschlossenen haben keinerlei Möglichkeit, den Kurs zu bestimmen. Sie wissen nicht, wohin sie treiben, wann und ob die Wasser wieder fallen. Sie sind völlig preisgegeben, ganz und gar auf Gottes Erbarmen geworfen. Wir wissen nicht, was im Herzen Noahs und der Seinen verging in diesen langen, bangen Tagen und Nächten.

Aber auch dieser Noah war ein Mensch wie wir, und es ist anzunehmen, dass er sich mit seinem Glauben genau so jeden Tag auf dem schmalen Grat zwischen Zuversicht und Angst, Hoffnung und Verzweiflung befand, den jeder, der mitten im Abgrund der Welt Glauben halten will, so gut aus der Erfahrung seines Herzens kennt. Was soll aus ihm und den Seinen werden? Gibt es noch eine Rettung in diesem Umringtsein von lauter Verderben und Untergang? Es ist nur eine Frage der Zeit, und die kargen Vorräte sind aufgezehrt. Sie müssen, auch wenn sich das durchaus nicht seetüchtige Fahrzeug über den Wassern noch eine Zeitlang halten sollte, in seinem Innern verhungern und verschmachten. Und als ein Monat um den andern verstreicht, wird die Frage zur täglichen Anfechtung: Wie, wenn uns Gott vergessen hat?!

Nein, Gott hat diesen Noah nicht vergessen. Er hat ein Auge auf ihn. Die ganze Zeit hat Er das elende Fahrzeug nicht aus den Augen verloren. Er lässt den Glauben dieses kleinen Häufleins, das als ein „heiliger Rest“ durch die Katastrophe der Menschheit hindurchgerettet wird, nicht zuschanden werden. „Da gedachte Gott an Noah,“ so hören wir. Er gibt ihm nicht preis dem schrecklichen Untergang. Gott zeigt sein Erbarmen mitten im Gericht. Was geschieht? Plötzlich geht ein Ruck durch das Schiff, es

ächzt in allen Fugen, es läuft auf! Eine einsame Bergspitze ist aus der Flut aufgetaucht. Sie erhebt sich aus den langsam sinkenden Wassern. Und siehe: Von Gottes Hand gesteuert, von Gottes Befehl gelenkt treibt die Arche genau auf diese Bergspitze zu und stößt auf festen Grund. „Am siebzehnten Tag des siebenten Monats ließ sich der Kasten nieder auf das Gebirge Ararat.“ Wahrlich dieser Berg ist es wert, dass wir seiner nicht vergessen; Ararat – Berg des Erbarmens! Berg der Rettung mitten im Gericht! Ragendes Denkmal von Gottes Treue! Er wird zum Zeichen, zum Beweis und Unterpfand seines gnädigen Gedenkens. Es ist der Berg, auf dem die Verlorenen nach banger Ungewissheit wieder festen Grund unter die Füße bekommen. Es lohnt sich, dass wir diesen Berg genauer betrachten. Hier, wenn irgendwo, kann es uns deutlich werden, was es um das Erbarmen Gottes ist.

1. *Es ist ein Erbarmen mitten im Gericht.*

So wunderbar die gnädige Rettung Noahs und seiner Familie ist, so gibt uns doch die Geschichte Anlass, über den schonungslosen Ernst des Gerichts zu erschrecken, das der allmächtige Gott hier über die Menschenwelt verhängt. Die ganze Erzählung ist eine schroffe Korrektur jenes harmlosen Zerrbilds von Gott, das in manchen Köpfen spukt. Sie beweist, dass der „liebe Gott,“ der die Dinge auf Erden treiben lässt und zu allem Ja und Amen sagt, jedenfalls nicht der Gott der Bibel, sondern eine Erfindung, ein Wunschbild des menschlichen Herzens ist. Der Gott, den die Bibel verkündet, zürnt und straft, droht und warnt, verwirft und verdammt. Er kann nicht nur vergeben, segnen und beglücken, Er kann auch richten und vernichten. Und wer etwa meinen sollte, dieser zürnende Gott sei nur im Alten Testament vertreten, wird gleich am Eingang des Römerbriefs eines andern belehrt: „Gottes Zorn ist offenbart vom Himmel her über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, welche die Wahrheit in Ungerechtigkeit niederhalten“ (Röm. 1,18). Gewiss äußert sich dieser Gotteszorn heute nicht – noch nicht – in der Form der jähren, allumfassenden Katastrophe. Gott hält den Bund, den Er nach der Flut mit Noah geschlossen hat. Er hat Geduld mit uns, eine erstaunliche Geduld auch mit denen, die Ihn verachten und Seiner spotten. Er gibt bis zur Stunde allen Menschen Raum zur Buße. Aber die Schrift sagt deutlich, dass diese Zeit der Geduld und Langmut Gottes befristet ist: „Gleichwie es zu der Zeit Noahs war – sie aßen, sie tranken, sie freiten und ließen sich freien bis an den Tag, da Noah zur Arche einging, und sie achteten’s nicht, bis die Sintflut kam und nahm sie alle hinweg, also wird auch sein die Zukunft des Mensdiensohns“ (Matth. 24,37ff.). Dieses Herrwort ist nicht nur eine Warnung vor Leichtsinn und Sicherheit. Es ist zugleich die drohende Ankündigung einer zweiten (letzten!) Weltkatastrophe, die mit vernichtender Gewalt über alles gottlose Wesen der Menschen ergehen wird, nicht weniger schonungslos wie zu Noahs Zeiten, mit dem einzigen Unterschied, dass das Element der Vernichtung wechselt. An Stelle des Wassers wird am Ende das Feuer zum Instrument des göttlichen Gerichts (2. Petr. 3,7). Nur wer um diesen kommenden Gerichtstag Gottes weiß und sich vor seinem Zorn fürchten lernt, wird verstehen, was es heißt, bei diesem Gott Gnade und Erbarmen finden. Sein Erbarmen wird darin bestehen, dass wir in diesem Gericht bewahrt und wunderbar errettet werden.

Hinzu kommt, dass wir alle nicht erst am jüngsten Tage, sondern schon jetzt und hier diesem zürnenden, richtenden Gott begegnen. „Das macht Dein Zorn, dass wir so vergehen, das macht Dein Grimm, dass wir so dahin müssen“ (Psalm 90,7). In unsrem Sterben erfahren wir Gottes Gericht über unsre böse, verkehrte Art. Er bescheinigt uns

handgreiflich, dass unser sündiges Leben nicht wert ist, noch länger unter seinen Augen gelebt zu werden. Pausenlos, Tag und Nacht, ergehen die Todesurteile vom Himmel her über alles Fleisch. Keiner ist ausgenommen, keiner weiß, wann er selbst an der Reihe ist. Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfassen! Hat Gott vergessen, gnädig zu sein, hat Er seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen? Man möchte es zuweilen befürchten. Aber die Geschichte Noahs bezeugt uns das Gegenteil. „Da gedachte Gott an Noah,“ so haben wir gehört. Mitten im Gericht geschieht's, dass Gott diesem und jenem ein Zeichen seines gnädigen Gedenkens gibt. An diesem Gedenken Gottes hängt unsre Rettung, eben darin erweist sich sein gnädiges Erbarmen. „Fürchte dich nicht,“ so ruft Er uns zu in seinem Wort, „Ich habe dich erlöst, Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. So du durchs Wasser gehst, will Ich bei dir sein, dass dich die Ströme nicht ersäufen; und so du ins Feuer gehst, soll dich die Flamme nicht versengen“ (Jes. 43,1f.). Das ist kein leeres Wort, so gewiss es aus dem Munde Gottes geht. Und damit wir es für gewiss und teuer achten, hat uns Gott in der heiligen Taufe diese seine Zusage gleichsam verbrieft und versiegelt. An dieses Zeichen halte dich, wenn Tod und Gericht dein Gewissen schrecken! Du darfst um Christi willen, in dessen Namen dieses gnädige Zeichen der Taufe an dir geschehen ist, hinfliehen von dem zürnenden zu dem gnädigen Gott und dich mitten im Gericht seines Erbarmens mit fester Zuversicht getrösten. Worin besteht dieses Erbarmen? so haben wir gefragt. Man kann es noch genauer sagen:

2. *Es besteht darin, dass wir festen Grund unter die Füße bekommen.*

Sieh ihn dir an, diesen Ararat, wie er aufsteigt aus der Flut des Zorns, des Gerichts, des Untergangs – ein Gipfel der Rettung, ein Berg des Erbarmens, ein Ort, da Noah nach der langen, bangen Fahrt über die drohende Tiefe wieder festen Grund und Boden unter die Füße bekommt! Er ist ein sprechendes Bild und Gleichnis für das, was der Glaube empfängt und gewinnt, der sich an die gnädige Zusage Gottes klammert. Durch den Glauben geschieht's dass wir einen festen Standort gewinnen und jubeln dürfen: Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält! Worauf beruht diese Gewissheit? Darauf, dass uns Gott in seiner Barmherzigkeit, ohn all unser Verdienst und Würdigkeit, mitten in dieser Welt, in der alles, was wir anfassen, so brüchig und flüchtig ist, das Zeichen, die Zusage seines gnädigen Gedenkens gibt. Dieses Zeichen, diese Zusage ist völlig unabhängig von unsrem Wollen und Laufen, Können und Leisten, unabhängig von unsren Stimmungen und Erfahrungen. Es widerfährt uns von außen her – nicht anders, wie die Arche urplötzlich, ohne Noahs Zutun, auf dieser einsam aufragenden Bergspitze sich festgehakt und ihren Ankerplatz gefunden hat. Wo immer der lebendige Gott in seinem Wort und Sakrament ein Menschenkind seines Erbarmens versichert, da ist Ararat! Es ist gut und notwendig, dass wir uns mit unsrem Glauben in diesem seinem Wort und Sakrament verankern, also nicht auf das verlassen, was wir selbst besitzen und im Herzen tragen, nicht auf unsre eigne Christlichkeit, weder auf unsre Bekehrung noch auf unsre Heiligung. Das alles ist kein Fundament, das wirklich trägt und standhält in der Anfechtung. Das alles kann uns der Teufel zerbröseln und zersetzen, dass nichts, aber auch nichts, woran wir uns halten könnten, in unsren Händen bleibt. Was uns hält und trägt, ist allein die freie, gnädige Zusage Gottes, das „äußerlich, mündlich Wort,“ wie Luther gern gesagt, zu dem Gott als ein „Petschaft und Siegel“ das Sakrament hinzufügt. Es ist das einzig Gewisse in dieser Welt, wo alles bricht und fällt und dem Untergang geweiht ist. Wir haben ein Wort gehört, das aus dem Munde Gottes geht: „Es sollen wohl Berge weichen

und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“ Mehr braucht es nicht, um in dieser bedrohten Welt, in diesem armen, todumringten Leben Glauben zu halten.

Alles recht und gut, sagst du, aber woher weiß ich denn, ob diese gnädige Zusage Gottes auch mir persönlich gilt? Darf ich denn, was dem Noah widerfahren ist, so ohne weiteres für mich in Anspruch nehmen? Was für ein kleines Häuflein ist damals gerettet worden, insgesamt acht Seelen! Die Frage, die hier auftaucht, ist nicht von der Hand zu weisen. Man muss sie durchaus ernst nehmen. In der Tat ist diese Gnade Gottes kein Allerweltsartikel. Wem gilt sie, wen umfängt und rettet Sein Erbarmen? Wenn wir mit dieser Frage unsre Geschichte betrachten, so bekommen wir eine eindeutige Antwort:

3. *Es gilt denen, die sich fürchten vor seinem Wort.*

Das ist doch das Besondere, das Gott an diesem Noah gefunden hat. Er hat – als einziger unter seinen Zeitgenossen – Gottes Wort ernstgenommen. Unter blauem Himmel, auf trockener Erde, mitten auf dem Festland beginnt er auf Gottes Befehl mit dem Bau der Arche. Sicherlich hat es an Spöttern nicht gefehlt. Jedermann hat über diesen „Narren“ seine Glossen gemacht. Aber Noah fragt nichts danach. Ihm gilt, was Gott sagt, mehr als was all die klugen und dummen Menschen sagen. Er achtet die drohende Ansage des Gerichts aus Gottes Mund für gewisser als alles, was sein eigener Verstand dagegen spricht. So kommt es zum Gehorsam! Ehe noch ein Tropfen Regen auf die Erde fällt, lässt sich Noah in den „Kasten“ von Gottes Hand einriegeln. Warum? Weil er sich fürchtet vor seinem Wort. Eben deshalb hat Gott ein besonderes Auge auf ihn. Deshalb geschieht, dass er mitten im allgemeinen Verderben errettet wird. Wir sehen und lernen daraus: Gottes Augen sehen nach dem Glauben! Er lässt seine Gnade walten – damals und heute – über denen, die Ihn fürchten. Es ist nicht an dem, dass Er die Menschheit in Bausch und Bogen verdammen würde. Sein Gericht vollzieht sich nicht in Form einer summarischen Justiz. Gott macht einen Unterschied zwischen denen, die sein Wort ernst nehmen, und der breiten Masse derer, die es in den Wind schlagen. „Vor Ihm ist ein Denkbüchlein geschrieben für die, so den Herrn fürchten und an seinen Namen gedenken“ (Mal. 3,16). Ein jeder hat es selbst in der Hand, ob sein Name auf diesem „Denkbüchlein“ geschrieben steht.

Sobald uns dies aufgeht, wissen wir, wo wir in dieser Welt unsren Platz zu wählen haben: Nicht bei denen, die diesen Gott überhaupt nicht ernst nehmen, die Ihn für ohnmächtig oder tot erklären, sondern bei denen, die sich von seinem Wort und Geist strafen lassen. Mit gutem Grund haben die Väter in der Arche das Urbild der Kirche gesehen, und es geht aus diesem Bild klar hervor, wer recht eigentlich in dieser Welt zu dieser „Kirche“ gehört. Sie ist die Schar, das Häuflein derer, die Gottes Wort für gewisser achten als alle andren Stimmen um uns und in uns, die sich einriegeln lassen von seiner Hand in diesen Ort der Bergung und Rettung, die sich blindlings seiner Führung anvertrauen und mitten im Strudel des Verderbens unentwegt steil nach oben blicken. Dass wir uns doch nicht vom Geist unsrer Umwelt anstecken oder abtreiben lassen oder gar von den Spöttern (diesen elendesten unter allen Kreaturen!) imponieren und irremachen lassen! Lass sie spotten, lass sie lachen, Gott, mein Heil, wird in Eil sie zuschanden machen. Du aber sei unverzagt, sei getrost, und harre des Herrn! Keiner wird

zuschanden, der seiner harret! Bis zur Stunde ragt sein „Ararat“ aus der drohenden Flut, in der alles Lebendige versinkt. Hier wirf den Anker des Glaubens aus!

Ich hatte Gottes Zorn verdient
und soll bei Gott in Gnade sein,
Er hat mich mit sich selbst versöhnet
und macht durchs Blut des Sohns mich rein.
Wo kam dies her? Warum geschiehts?
Erbarmung ist's und weiter nichts!

III.

Morija

Der Berg der Versuchung.

1. Mose 22,1 – 14

Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hier bin ich. Und Er sprach: Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den Ich dir sagen werde.

Da stand Abraham des Morgens früh auf und gürtete seinen Esel und nahm mit sich zwei Knechte und seinen Sohn Isaak und spaltete Holz zum Brandopfer, machte sich auf und ging hin an den Ort, davon ihm Gott gesagt hatte. Am dritten Tage hob Abraham seine Augen auf und sah die Stätte von ferne und sprach zu seinen Knechten: Bleibet ihr hier mit dem Esel. Ich und der Knabe wollen dorthin gehen; und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen. Und Abraham nahm das Holz zum Brandopfer, und legte es auf seinen Sohn Isaak; er aber nahm das Feuer und Messer in seine Hand und gingen die beiden miteinander.

Da sprach Isaak zu seinem Vater Abraham: Mein Vater! Abraham antwortete: Hier bin ich, mein Sohn. Und er sprach: Siehe, hier ist Feuer und Holz, wo aber ist das Schaf zum Brandopfer? Abraham antwortete: Mein Sohn, Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer. Und gingen die beiden miteinander. Und als sie kamen an die Stätte, die ihm Gott gesagt hatte, baute Abraham daselbst ein Altar und legte das Holz darauf und band seinen Sohn Isaak, legte ihn auf den Altar oben auf das Holz und reckte seine Hand aus und fasste das Messer, dass er seinen Sohn schlachtete.

Da rief ihm der Engel des Herrn vom Himmel und sprach: Abraham! Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. Er sprach: Lege deine Hand nicht an den Knaben und tu ihm nichts: denn nun weiß ich, dass du Gott fürchtest und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont um meinetwillen. Da hob Abraham seine Augen auf und sah einen Widder hinter sich in der Hecke mit seinen Hörnern hängen und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn zum Brandopfer an seines Sohnes Statt. Und Abraham hieß die Stätte: Der Herr siehet. Daher man noch heutigentages sagt: Auf dem Berge, da der Herr siehet.

Unter den sieben Bitten, die bei jedem Vaterunser über unsre Lippen gehen, steht auch die eine, seltsame, bei der wir uns wohl im allgemeinen am wenigsten denken: Führe uns nicht in Versuchung! Es ist eine barmherzige Bitte, ein Zugeständnis an unsre Schwachheit und Ohnmacht, und wir haben allen Grund, dankbar zu sein, dass uns unser Herr Jesus Christus zu dieser Bitte das Recht einräumte.

Wer meint, sie sei überflüssig, wird durch diese Geschichte eines andern belehrt. „Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham“ – so lesen wir. Offenbar ist dies, dass Gott einen Menschen in Versuchung führt, eine ernsthafte Möglichkeit. Sie wird durch unser Bitten: Führe uns nicht in Versuchung! wohl zurückgedrängt, aber nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Wir müssen uns darauf gefasst machen, dass unser Weg früher oder später an diesem Berg Morija vorüberführt. Vorberführt, sage ich. Ob er hinaufführt, ist eine andre Frage. In Wahrheit ist dieser Abraham der einzige, den Gottes Befehl wirklich hinaufgeführt hat auf diesen steilen, schroffen Berg. Wir wollen uns hüten, seine Versuchung mit dem, was wir erleiden, allzu schnell in einem Atemzug zu nennen. Es ist die Versuchung eines Patriarchen, die uns in dieser Geschichte berichtet ist. Was hier geschieht, spielt sich auf einer unendlich einsamen Höhe ab. Es wäre verkehrt, wenn wir dies übersehen und die Glaubensprobe dieses Abraham, den die Schrift mit Bedacht den „Vater aller Glaubenden“ nennt, nivellieren wollten. Dieser Berg Morija hat im letzten Grund nur eine Entsprechung in der gesamten Menschheitsgeschichte: Golgatha! Aber dass wir seiner ansichtig werden, dass uns Gott ein Stück weit hinaufführt, wenn anders wir auf Ihn unser Leben wagen, dass die mächtigen Schatten dieses Berges auf unsre Pfade fallen, ist offenkundig. Und mancher, dessen Glaubenslauf von Leid und Opfer, Trübsal und Tränen gezeichnet ist, wird es dem Abraham ein Stück weit nachfühlen, wie schwer ihm die Wanderung auf diesen Berg geworden ist.

Nach dieser Geschichte versuchte Gott Abraham – wir mögen wohl erschrecken, wenn wir in unsrer Bibel an diesen Vers kommen. Er ist wie ein drohendes, dumpfes Gewittergrollen. „Gott versucht niemand,“ so lesen wir im Jakobusbrief (1,13). Wie will sich das zusammenreimen!“ Beide Aussagen bilden auf den ersten Blick einen unversöhnlichen Widerspruch. Aber der Widerspruch löst sich, sobald wir erkennen, dass dieses Wort „Versuchung“ in unsrer Sprache einen eigentümlich schillernden, doppelten Sinn besitzt. Wir gebrauchen es im Sinn von Verführung und sprechen etwa von Menschen, die uns zur Versuchung werden, will sagen, die uns zum Bösen verleiten. In dieser Bedeutung des Worts ist es allerdings wahr und bleibt's dabei: Gott versucht niemand! Er hat noch keinen einzigen Menschen auch nur zu einer einzigen Sünde verleitet. Licht ist Gott, und in Ihm ist' keine Finsternis. Es geht nicht an, dass wir Ihm für unsre Verfehlungen und Zerwürfnisse die Schuld aufbürden. Alles Böse fällt auf uns selbst zurück. „Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eignen Lust gereizt und gelockt wird. Danach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod“ (Jak. 1,13f.). Jeder kann es an sich selbst studieren: Das ist der Geburtsprozess des Bösen, die Diagnose stimmt! Aber wir dürfen nicht vergessen, dass dieses Wort „Versuchung“ auch noch einen andern Sinn und Klang hat. Denk an den Motor, der in einer Fabrik auf den Versuchs- und Prüfstand kommt, um seine Leistungsfähigkeit abzuhorchen! Versuchen kann auch soviel wie „prüfen, erproben“ bedeuten. Und in diesem Sinn wagt die Schrift durchaus dieses Wort auf das Handeln Gottes mit den Menschen anzuwenden. Gott versuchte Abraham, d. h. Er hat eine Prüfung, eine wahre Zerreißprobe seines Gehorsams mit ihm angestellt. Ähnliche Zerreißproben bleiben keinem erspart, der auf Gott seine Hoffnung stellt. Des zum Zeichen stellt uns die Bibel diesen Berg Morija vor Augen. Wir wissen jetzt, wessen wir uns von Gott zu versehen haben. Mach dich darauf gefaßt: Er schickt Proben! Er lässt es auf einen Versuch ankommen, ob wir Ihn wirklich über alle Dinge fürchten, ob wir Ihn mehr lieben als alles andre, auch das Liebste in diesem Leben, ob wir Ihn durch ein ungeteiltes, grenzenloses Vertrauen ehren, das auch dann noch den Glauben nicht aufkündigt, wenn es zeitweise um uns und in uns ganz dunkel wird.

Schauen wir uns diesen Berg der Versuchung genauer an! Es ist einer der gewaltigsten Berge der Bibel. Man kann ihn nur mit Furcht und Zittern betrachten. „Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija und opfere ihn daselbst.“ Was für ein Befehl! Hundert Jahre hat Abraham auf diesen Sohn gewartet. Er ist für seinen Glauben das lebendige Unterpfand der Treue Gottes. An diesem Isaak hängt die Erfüllung der herrlichen Verheißung Gottes, die Abraham in seiner Berufung zuteil geworden ist: „Ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen. Du sollst ein Segen sein, in dir sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden“ (1. Mose 12,2f.). Und nun soll Isaak sterben, ausgerechnet dieser Isaak, der einzige Sohn und Nachkomme, den der Patriarch besitzt, der Träger der Verheißung, und – das ist das Furchtbarste – sterben soll er durch seine, des Vaters, eigne Hand! Jedes Wort an diesem schrecklichen Befehl trifft Abraham wie eine tödlich verwundende Schwertspitze mitten ins Herz. Nicht nur seine natürliche Liebe wird ins Herz getroffen. Gott greift und ficht seinen Glauben an. Er scheint seine eigenen Verheißungen wieder durchzustreichen. Es ist unmöglich, dass Abraham seinen Gott noch verstehen kann. Dunkel, ganz dunkel wird ihm sein Antlitz. Wie nahe liegt die Auflehnung gegen diesen furchtbaren Befehl, gegen diesen schrecklichen Gott! Wir dürften uns nicht wundern, wenn Abrahams Antwort in einem leidenschaftlichen „Nein, niemals“ bestünde: Alles kannst Du von mir verlangen, nur dies nicht! Es wird uns nicht erzählt, was in seiner Seele vorgeht. Nur zwischen den Zeilen ahnen wir etwas von dem Kampf, der in ihm wogt, als dieser Befehl Gottes an ihn ergeht und wie ein Schwert durch seine Seele dringt. Was uns erzählt wird, ist nur dies: Abraham gehorcht! Wortlos, mit einer schweigsamen Entschlossenheit trifft er die Vorbereitungen zum Aufbruch. Er gürtet den Esel. Er spaltet das Holz. Er weckt den Sohn. „Wir spüren den festen Schritt des Gehorchenden“ (Hartenstein). Er grübelt nicht lange, er besinnt sich nicht. „Hier bin ich“ – war seine Antwort, als ihn Gott beim Namen rief. Ein kurzer Anruf genügt, und er ist zum Hören bereit, wie ein Knecht, der seinem Herrn in jedem Augenblick zur Verfügung steht. Nun fügt er zum Hören das Gehorchen, wiewohl er den Willen Gottes nicht von ferne begreift. Er nimmt seinen Isaak an die Hand und wandert dem Berge zu, den sich Gott im Land Morija als Opferstätte auserkor.

Drei Tage wandern sie, Vater und Sohn – schweigend. Was für eine Wanderung! Unverwandt ist Abrahams Antlitz auf das von Gott gewiesene Ziel gerichtet. Er schaut nicht zurück. Er gönnt sich keine Rast. Am Fuß des Berges angekommen, lässt er das Tragtier und die Knechte zurück. Er muss jetzt allein sein in dieser schwersten Stunde seines Lebens, in der ihm kein Mensch mehr helfen, auch nur einen Bruchteil der Last abnehmen kann. Nicht umsonst hat ihn Gott auf einen Berg befohlen. Abseits von den gebahnten Straßen, fernab von allen Menschen, unter vier Augen mit seinem Gott soll der Erzvater diese höchste und schwerste aller Gehorsamsproben ablegen. Nur seinen Isaak nimmt er mit auf die einsame Bergspitze, um dort oben „anzubeten.“ Jawohl, um anzubeten – nicht, um seine Faust gegen den Himmel zu recken und sich mit einem schrecklichen Fluch von diesem schrecklichen Gott endgültig loszusagen. Abraham ist zum Opfer bereit. Auf dem Wege stellt Isaak, noch völlig ahnungslos, was geschehen soll, seine Frage nach dem Opfertier. Wie schneidet diese Frage dem Vater ins Herz! Was soll er antworten? „Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer.“ Ist es nur eine Ausflucht oder glimmt in dieser Frage der Funke einer letzten Hoffnung, Gott möchte es nicht zum Äußersten kommen lassen? Das letztere mag wohl zutreffen, aber siehe – da ist kein Schaf zum Brandopfer. Da ist nur der Befehl und der schweigende Himmel über der einsamen Anhöhe. Noch sieht Abraham keinen Ausweg, und es bleibt ihm nichts übrig, als den Altar aufzuschichten, seinen Sohn mit Stricken auf diesem Altar

festzuschnüren. Wieder verzichtet der Erzähler bewusst auf jede psychologische Ausmalung. Wir hören kein Wort darüber, wie sich der Knabe, den Gott als Opfer verlangt, in seine Lage findet. Genug, zu wissen: Abraham gehorcht. Er schickt sich an, den Befehl Gottes zu vollziehen. Er hat ihn nicht nur zu Herzen genommen, sondern, was Gott von ihm will, auf seine Hände und Füße übersetzt. „Und er reckte seine Hand aus und fasste das Messer . . .“

Lasst uns an dieser Stelle einen Augenblick innehalten! Schaut euch diesen Mann Gottes an in seiner erschütternden Entschlossenheit! Wir spüren den ungeheuren Abstand von den Glaubensproben, wie sie Gott uns und andern auferlegt. Was hier gefordert wird, liegt eigentlich schon jenseits der Grenzen des Menschlichen. Und wir müssen schon die Bibel selbst befragen, wenn wir wissen wollen, wie Abraham dazu kam, diese unfasslich schwere Probe im Gehorsam des Glaubens zu bestehen. „Im Glauben opferte Abraham den Isaak“ – so lesen wir im Hebräerbrief (11,17), „denn er dachte, dass Gott ihn wohl könne von den Toten auferwecken.“ Wenn diese Deutung zutrifft, so heißt das: Abraham verzichtet auch jetzt noch immer nicht auf die Verheißung Gottes. Sein Gehorsam hat nichts gemein mit jener trotzigem Entschlossenheit, die nicht selten der Ausdruck der Verzweiflung ist. Auch jetzt noch, da er das Messer fasst, hat Abraham den Glauben nicht Weggeworfen. Gott wird seine Verheißung wahr machen, und wenn Er den Isaak, den Träger der Verheißung, aus den Toten auferwecken muss! Mitten im furchtbaren Dunkel dieser Stunde klammert sich dieser Mann, den die Schrift mit Fug und Recht den „Vater aller Glaubenden“ nennt, erst recht an seinen Gott. Eben darum wird ihm das Letzte erspart. Im letzten Augenblick, als die Versuchung aufs Höchste gestiegen ist, fällt ihm der Engel des Herrn in den erhobenen Arm. Gott nimmt seine Bereitschaft als Opfer an. Er hat ihn auf dem ganzen Wege nicht aus den Augen gelassen. Und Er hat gesehen, was Er sehen wollte: Dieser Abraham ist bereit, Ihm das Beste und Liebste zu opfern. Er ist entschlossen, dem Befehl Gottes auch dann noch zu gehorchen, wenn ihm das Herz darüber in Stücke bricht. Auf Grund dieses eindeutig erwiesenen Gehorsams lässt es Gott nicht zum Letzten kommen. Er schafft einen Ausweg, nimmt den Widder als Opfer an und gibt dem übermenschlich hart Geprüften seinen Sohn zurück.

Es ist klar, dass diese Geschichte alle Analogien sprengt. Sie hat ein Format, das nicht nur ungewöhnlich, sondern übermenschlich ist. Wir sollen, wie schon gesagt, diese Versuchung Abrahams nicht nivellieren. Es ist die Glaubens- und Gehorsamsprobe eines Patriarchen, die uns in diesen holzschnittartigen Versen berichtet wird. Und doch ist es so gut wie sicher, dass wir, wenn anders wir zu dem „Samen Abrahams,“ d. h. zu dem Volk der Glaubenden, gehören, in unsrem eignen Glaubenslauf an diesem Berg der Versuchung nicht unbehelligt vorbeikommen. Aus gutem Grund ist diese Erzählung von Isaaks Opferung in unsre Bibel aufgenommen. Wir sollen daraus ein Dreifaches sehen und lernen:

1. Was ist der verborgene Sinn der Versuchung?

Sie hat schon einen Sinn, auch wenn wir das in der Stunde der Versuchung nur sehr schwer begreifen. Es geht um die Frage, ob wir bereit sind, unsren Gott so zu ehren, wie Er geehrt sein will, nicht nur um seiner Güter und Gaben willen, sondern um seiner selbst willen, einfach darum, weil Er der Herr, unser Gott, ist. „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine andren Götter neben Mir haben,“ so hören wir im ersten Gebot. Das heißt

doch, dass wir diesem Gott einen ganzen, ungeteilten Gehorsam schulden. Gerade dies ist nicht weniger als selbstverständlich. Wir denken an die gefährliche Frage, mit welcher der Satan die Echtheit der Frömmigkeit eines Hiob in Zweifel zog: Dient Hiob Gott umsonst? Ohne heimliche Selbstliebe, ohne versteckten Eigennutz? Solange Gottes Wille unsren Wünschen entgegenkommt, lässt sich das nicht entscheiden. Da geschieht es nur zu leicht, dass wir den Namen Gottes im Munde führen, aber im Grunde ist es uns nur um seine Hilfe, seinen Beistand, seinen Segen zu tun. Anstatt Gott zu dienen, wollen wir, dass Er uns diene und zu unsren Projekten sein Ja und Amen spreche. Es ist klar, dass Gott auf diese Weise weder zu seinem Recht noch zu seiner Ehre kommt. Eben deshalb schickt Er uns die Versuchung auf den Hals. Er lässt es auf eine Probe ankommen, ob wir bereit sind, Ihm bedingungslos zu gehorchen, auch dann noch, wenn Er unsre Wünsche durchstreicht, unsre Hoffnungen vereitelt und genau das, woran unser Herz hängt, zum Opfer fordert. Nun muss es sich zeigen, ob wir bereit sind, an dem, was wir leiden, Gehorsam zu lernen und mit dem Dennoch des Glaubens an Gott festzuhalten. Ist unsre Frömmigkeit religiös drapierte Eigensucht oder Gehorsam ohne Vorbehalt? Gott lässt es darauf ankommen, Er schreckt vor der Probe nicht zurück, die ans Licht bringt, was im Menschen ist. Er kann schwere und schwerste Opfer fordern, sei es, dass Er uns einen sonderlich geliebten Menschen wegnimmt, wie Er hier von Abraham das Opfer seines einzigen Sohnes fordert, sei es, dass Er unser selbstgewähltes Lebensprogramm, unser sogenanntes „Glück“ zerschlägt. Er hat viele Möglichkeiten und Wege, um diese Gehorsamsprobe durchzuführen. In jedem Fall geht es um den ganzen Gehorsam, um die völlige Auslieferung unsrer Wünsche an seinen Willen, um die Anbetung des Gottes, der im Dunkel wohnen will. Das ist eine schwere Lektion, und es ist uns bange, wenn wir daran denken, wie wir sie bestehen sollen. Wie gering ist unsre Tragkraft, wie groß unsre Leidensscheu! Wohl wird uns gesagt, dass Gott keinen „über sein Vermögen“ versucht (1. Kor. 10,13). Aber wenn wir an die Versuchung Abrahams und Hiobs denken und darüber hinaus an so manches Leidenschicksal der Gegenwart, merken wir, dass ein starker Glaube dazu gehört, um diesen Satz zu unterschreiben und daran festzuhalten, dass die Proben, die Gott zuschickt, innerhalb der Grenzen unsres menschlichen Vermögens bleiben. Und doch entlässt uns gerade diese Geschichte von der Versuchung des Patriarchen nicht ohne Hilfe und ohne Trost. Sie zeigt uns nicht nur, wie schwer das Opfer sein kann, das Gott von seinen Knechten fordert. Sie gibt uns zugleich eine Anleitung, mit deren Hilfe wir die Stunde der Versuchung bestehen können. Wir bekommen eine Antwort auf die Frage:

2. Was ist der rechte Weg, die Versuchung zu bestehen?

Schau dir diesen Abraham an! Er könnte sich den Kopf zerbrechen und das arme Herz zerquälen: Warum nur fordert Gott so Furchtbares von mir? Womit habe ich das verdient? Er könnte Gott seine Verheißung vorhalten, dass in seinem Samen, also in diesem Isaak, alle Geschlechter der Erde gesegnet werden sollen, und Ihm vorrechnen, wie Er mit diesem schrecklichen Befehl sein eignes Versprechen durchstreicht und Lügen straft. Und von diesem Vorrechnen wäre nur noch ein kleiner Schritt zu Hader und Anklage, zum trotzigem Aufbegehren, zur wilden Verzweiflung, die sich von diesem Gott trennt und lossagt mit einem letzten Fluch. Statt dessen tut Abraham etwas ganz anderes: Er sattelt das Reittier, er spaltet das Holz, er weckt seinen Sohn, er nimmt den Weg unter die Füße – lauter Schritte des Gehorsams. Hier wird deutlich, was der rechte Weg ist, um in der Stunde der Versuchung zu bestehen: Nicht grübeln, nicht mit der quälenden

Warumfrage sich abquälen, sich gleich gar nicht auf das Rechten und Hadern mit Gott einlassen, sondern die ersten, nächstliegenden, praktischen Schritte des Gehorsams tun, den Befehl Gottes auf Hände und Füße übersetzen und den Weg unter die Füße nehmen, den Er befahl, ganz gleich, ob das Warum dunkel und das Ziel ein Rätsel ist. Mag Gott selbst zusehen, wie Er das alles hinausführt, was wir nicht mehr begreifen! Wichtiger als dass wir seine Wege verstehen, ist dies, dass wir seinem Willen gehorsam werden. Das hat Abraham gewusst. Eben darum tut er die ersten Schritte des Gehorsams und lässt es im übrigen Gottes Sorge sein, wie Er seine Verheißung dennoch wahr machen wird. So und nicht anders kann man bestehen in der Stunde der Versuchung: Die ersten Schritte des Gehorsams tun, nicht grübeln, sondern handeln und alles übrige auf Gott werfen, seiner Macht und Weisheit anheimstellen. Wer diesen Rat befolgt, der wird auch erfahren, was Abraham auf diesem Berg Morija erfahren hat: Wo alles verloren scheint, schafft Gott plötzlich ungeahnte Durchbrüche! Eine Hilfe bricht herein, ein Ausweg tut sich auf und das meist von einer Seite, von der wir's am wenigsten erwarten, ja nicht selten buchstäblich im letzten Augenblick. Wo immer Gottes Auge diese Bereitschaft zu einem ganzen Gehorsam sieht und findet, erbarmt Er sich auch wieder des hart Geprüften nach seiner großen Güte. Über Nacht kann Er „dein Herz entladen von der so schweren Last, die du zu keinem Schaden bisher getragen hast.“

So wahr das ist, ja vieltausendfach bewährt, so bleibt doch – das können wir nicht verschweigen – gerade bei dieser Geschichte vom Berg Morija ein Stachel in unsrer Brust zurück. Ist und bleibt es nicht doch etwas schlechthin Furchtbares, was Gott von diesem Abraham verlangt: Den eigenen, einzigen Sohn zum Opfer darbringen – mit eigener Hand? Wenn wir darüber nachdenken, vielleicht als Vater eines Kindes, kann es nicht ausbleiben, dass uns über diesen Befehl immer wieder das Entsetzen packt. Und wir können die Frage schlecht unterdrücken: Wie kann Gott so etwas verlangen? Aber wenn wir in unsrer Bibel weiterblättern, machen wir die Entdeckung, dass Gott genau das, was Er von Abraham verlangt hat, nicht mehr und nicht weniger, sich selbst abverlangte. Er, der Gott und Vater Jesu Christi, hat „Seines eigenen Sohnes nicht verschont“ (Röm. 8,32). Sollte dieser Befehl am Ende darum an Abraham ergangen sein, damit wir erkennen und begreifen.

3. Was es heißt, seines eignen Sohnes nicht verschonen?

Ganz begreifen werden wir es nie. Aber wir können doch auf Grund dieser Geschichte von ferne ermessen, wie groß und wie schwer das Opfer ist, das unser Gott sich selbst abgerungen hat, als Er Seinen Sohn, den einzigen, von Ewigkeit her geliebten, dahingab an das Kreuz von Golgatha. „Also (so sehr!) hat Gott die Welt geliebt,“ dass Er an diesem Kreuz genau das Opfer brachte, das Er Seinem Knecht auf dem Berg Morija zuletzt doch noch gnädig erspart hat. Wie oft blicken wir auf dieses Kreuz mit stumpfen Augen und unbewegten Herzen! Das vergeht uns, wenn unser Weg nach Golgatha über den Berg Morija führte. Sie sind einander verwandt und zugeordnet, diese beiden Höhen, Morija und Golgatha. Es ist ein Geheimnis in dieser Geschichte von der Versuchung Abrahams. Sie ist ein Stück Prophetie, zu dem uns die Heilige Schrift selbst den Schlüssel gibt, indem sie uns unter das Kreuz Christi führt. Hier hat sich Gott selbst seinen Sohn vom Herzen gerissen, Er hat Ihn hingeopfert um unsrer aller Welt Sünde willen. Das heißt doch, Er hat das Äußerste, das Liebste, das Beste und Höchste an unsre Rettung gewagt. „Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat Ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte Er uns mit Ihm nicht alles schenken?“ (Röm. 8,32). Wir

wissen nicht, ob dem Apostel Paulus, als er diesen Satz niederschrieb, die Geschichte von Abrahams Opfer auf dem Berg Morija vor Augen stand. Aber der Gleichklang bis in den Wortlaut hinein („du hast deines einzigen Sohnes nicht verschont um Meinetwillen“) ist so auffallend, dass wir heute diese Stelle aus dem Römerbrief gar nicht lesen können, ohne der Opferung Isaaks zu gedenken. Und wir verstehen auf dem Hintergrund dieser Erzählung von der Versuchung und dem Opfer des Erzvaters, dass der Apostel im Blick auf das Kreuz von Golgatha den herrlichsten Siegesjubel anstimmt, den die Bibel zu verzeichnen hat. „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? In dem allem überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebt hat.“ Wir siegen hoch – so heißt es wörtlich. Denn angesichts dieses Opfers, das Gott selbst seinem Herzen abgerungen hat, kann die Liebe Gottes nicht mehr bezweifelt werden. Gott selbst hat für seine Liebe den schwersten und zugleich herrlichsten Beweis geführt. Nun magst Du alles in die Waagschale werfen, was an Kreuz, Trübsal oder Pein über einen Christen kommen mag – das alles vermag in keiner Weise aufzuwiegen, was auf Golgatha zu unsrer Rettung geschehen ist. Und es versteht sich, dass wir die Proben, die uns, wenn auch in ungleich bescheidenerem Maß, verordnet sind, ganz anders bestehen können, wenn wir dies kühne, unzweideutige Gewissheit, von Gott geliebt zu sein, im Herzen tragen. Sie können uns diese Liebe Gottes „eine kleine Zeit“ verdunkeln. Wer aber seinen Glauben unter dem Kreuz von Golgatha verankert hat, der weiß, dass er auch im tiefsten Dunkel dennoch von der Liebe Gottes umfassen ist. Darum fürchte der keines, was du leiden wirst!

Was dir auch immer begegnet
mitten im Abgrund der Welt,
es ist die Hand, die dich segnet,
es ist der Arm, der dich hält.

Ob sich dein Liebstes verflüchtigt,
dein Festestes splittert und stiebt,
gedulde dem, der dich züchtigt,
der heimsucht, weil er dich liebt.

IV.

Sinai

Der Berg der Gebote.

2. Mose 19,1ff.

Im dritten Monat nach dem Auszug der Kinder Israel aus Ägyptenland kamen sie in die Wüste Sinai und lagerten sich daselbst gegenüber dem Berge. Und Mose stieg hinauf zu Gott. Und der Herr rief ihn vom Berge und sprach: Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern getan habe, und wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und habe euch zu mir gebracht. Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein priesterlich Königreich und ein heiliges Volk sein. Das sind die Worte, die du den Kindern Israels sagen sollst.

Mose kam und forderte die Ältesten im Volk und legte ihnen alle diese Worte vor, die der Herr geboten hatte. Und alles Volk antwortete und sprach: Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir tun. Und Mose sagte die Rede des Volkes dem Herrn wieder. Und der Herr sprach zu Mose: Siehe, ich will zu dir kommen in einer dicken Wolke, auf dass das Volk es höre, wenn ich mit dir rede und glaube dir ewiglich. Gehe hin zum Volk und heilige sie heute und morgen, dass sie ihre Kleider waschen und bereit seien auf den dritten Tag; denn am dritten Tag wird der Herr vor allem Volk herabfahren auf den Berg Sinai.

Als nun der dritte Tag kam und es Morgen war, da erhob sich ein Donnern und Blitzen und eine dicke Wolke auf dem Berge und ein Ton einer sehr starken Posaune; das ganze Volk aber, das im Lager war, erschrak. Und Mose führte das Volk aus dem Lager Gott entgegen, und es trat unten an den Berg. Der ganze Berg Sinai aber rauchte, darum dass der Herr auf den Berg herabfuhr mit Feuer; und sein Rauch ging auf wie ein Rauch vom Ofen, dass der ganze Berg sehr bebte. Und der Posaune Ton ward immer stärker. Mose redete, und Gott antwortete ihm laut. Und Gott redete alle diese Worte: Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause, geführt habe. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf der Erde oder des, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes nicht missbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht. Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst, Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk tun noch dein Sohn noch deine Tochter noch dein Knecht noch deine Magd noch dein Vieh noch dein Fremdling, der in deinen Toren ist. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt. Du sollst nicht töten. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. Lass dich nicht

gelüsten deines Nächsten Hauses. Lass dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes noch seines Knechtes noch seiner Magd, noch seines Ochsen noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat.

Und alles Volk sah den Donner und Blitz und den Ton der Posaune und den Berg rauchen. Da sie aber solches sahen, flohen sie und traten von ferne und sprachen zu Mose: Rede du mit uns, wir wollen gehorchen; und lass Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben. Mose aber sprach: Fürchtet euch nicht; denn Gott ist gekommen, dass er euch versuchte, dass seine Furcht vor euren Augen wäre, dass ihr nicht sündigt. Also trat das Volk von ferne; aber Mose machte sich hinzu in das Dunkel, darin Gott war.

F in Berg, der mit Rauch und Feuer brennt! Man versteht, dass das Volk Israel vor diesem Berg fliehen wollte, und vielleicht ergeht es uns ähnlich, wenn wir diesen Sinai in seiner furchterregenden Majestät zu Gesicht bekommen. Er hat nicht seinesgleichen unter den Bergen der Bibel. Noch heute macht dieser Berg auf den, der das unwirtliche Land bereist, einen besondern Eindruck. Er hat etwas Unheimliches, Majestätisches, Drohendes. Rein geographisch betrachtet erweckt das ganze Bergmassiv den Eindruck einer „nackten, kahlen, einsamen Großartigkeit.“ Jäh aufsteigende, schroffe Felswände, aufgetürmt wie ein mächtiges Trapez, die sich zu einer Höhe von 2292 Meter über dem Meer erheben¹, bilden den schwer zugänglichen Gipfel, von dem aus die umliegende Gebirgslandschaft wie ein wildes, erstarrtes Meer dem Beschauer zu Füßen liegt. Nun aber – das ist das eigentlich Erregende – ist dieser Sinai zum Schauplatz der gewaltigsten Theophanie² geworden, von welcher das Alte Testament zu berichten weiß. Ein Ereignis ist mit diesem Berg verknüpft, dessen Bedeutung nicht auszudenken ist: Hier hat der allmächtige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erden, seinen Willen kundgemacht. Er hat seinem Volk Israel nach feierlicher Ankündigung seine heiligen Gebote bekanntgegeben – unverbrüchliches, gültiges Gesetz für alle, die fortan zu Gottes Volk gehören und wissen, dass sie Ihm Gehorsam schulden. Der Berg Sinai steht in der Geschichte und lebt im Gedächtnis der Kirche als der Berg der Gesetzgebung. Wir nennen ihn den „Berg der Gebote,“ so gewiss er alle, die mit der Bibel umgehen, ohne Unterlass daran erinnert, dass uns der lebendige Gott nicht der Willkür unsres Herzens überlassen hat, was die Gestaltung unsres Lebens und Handelns anbelangt. Wir haben Gebote! Es ist uns gesagt, ein für allemal, völlig eindeutig, mit gewaltiger Wucht und verbindlichem Ernst, was gut ist und was der Herr von uns fordert.

Es lohnt sich, dass wir diesen Berg genauer betrachten. Wir sehen und hören, wie sich Israel, von Gott geführt, diesem Berge naht und an seinem Fuße lagert. Mose, der Mann, mit dem Gott „wie mit einem Freunde“ geredet hat, steigt hinauf auf Gottes Geheiß und wird in das Vorhaben Gottes eingeweiht. Der Herr hat bei sich selbst beschlossen, mit diesem Israel einen „Bund“ zu schließen, nicht einen Beistandspakt, wie er auf der politischen Bühne je und dann geschlossen wird. Bei diesem Bund kann es sich keinesfalls um ein Abkommen zwischen zwei gleichberechtigten Partnern handeln. Gott hat die Führung, und Er behält sie auch. Ihm liegt daran, dieses Israel ganz seiner Führung und Herrschaft zu unterstellen, damit Er – beispielhaft für seine Herrschaft über alle Völker – in ihm ein „heiliges Volk“ auf Erden habe, das nur Ihm gehört, dient und zur Verfügung steht. Dazu hat Er dieses Volk erwählt und ausgesondert, in freier, gnädiger Verfügung,

1 Wir schließen uns (ohne Einmischung in den Streit der Gelehrten) der älteren Tradition, die in dem Dschebel Musa auf der Sinaihalbinsel den Berg der Gesetzgebung erblicken möchte.

2 Zu deutsch: Gotteserscheinung.

ohne vorher bei irgendeiner menschlichen Instanz anzufragen. Gott hat die Absicht, über diesem Volk sein Gesetz aufzurichten, ihm seine Gebote gleichsam wie einen heiligen Schmuck um den Hals zu legen. Denn es ist nichts Geringes, Gottes Volk zu sein. Da gilt es, seinen Adel zu bewahren! Nicht als ob Er das Ja des Gehorsams gewaltsam erzwingen wollte! Ein erzwungener Gehorsam ist kein Gehorsam. So frei die Wahl erfolgt, durch welche Gott dieses Volk für sich beschlagnahmt hat, so wenig bleibt doch Israel die tägliche Entscheidung erspart, ob es nun diesen Gott wirklich seinen Herrn sein lassen, Ihm dienen und gehorchen will. Eben deshalb, damit es die rechte Entscheidung treffe, hat Gott seinem Volk vor Augen geführt, wie herrlich es ist, mit Ihm im Bund zu sein. „Ihr habt gesehen, was Ich den Ägyptern getan habe und wie Ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und habe euch zu mir gebracht.“ Dieser Gott ist alles andere als ein harter Despot, der seinen Untertanen nichts anderes als seine Gebote aufhals und mit drohender Gebärde um die Ohren schlägt. Ehe Er seine Forderungen stellt, hat Er zuvor in wunderbarer Weise seinen starken, gnädigen Arm enthüllt. Er beschenkt, ehe Er befiehlt! Nun aber, nachdem dies geschehen ist, sollt ihr mich euren Herrn sein lassen, spricht der Herr, mich ganz allein! Ihr sollt mir ein heiliges Volk (ein „Königreich von Priestern“) sein, denn Ich bin heilig. Wir merken: In dem Gebot steckt ein großes, herrliches Angebot. Lauter Könige und Priester (Vgl. Offb. 1,6) will Gott in diesem Volk um seinen Thron versammeln, Menschen, die zu seinem Dienst geheiligt und von seinem Glanz geadelt sind.

Mose wird beauftragt, dieses Angebot Gottes den Ältesten im Volk vorzulegen. Er stößt auf keinen Widerstand. „Alles Volk antwortete und sprach: Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir tun.“ Wir haben keinen Grund, die Aufrichtigkeit dieser gemeinsamen Willenserklärung in Zweifel zu ziehen. Gott selbst, der Herzenskündiger, nimmt diese Antwort ernst und packt das Volk alsbald beim Wort. Unverzüglich befiehlt Er, die Vorbereitungen für die große Begegnung zu treffen, auf welche die Berufung Moses und der ganze Wüstenzug hinzielte von Anfang an. Wie man sich zu einem hohen Fest rüstet, so soll ganz Israel auf diesen Tag gerüstet sein. Die Kleider werden gewaschen. Der Berg, auf dem Gott seinem Volk begegnen will, wird umfriedet und abgeschränkt. Weder Mensch noch Tier darf – bei Todesstrafe – die heilige Grenze überschreiten. Es ist nicht schwer, den Sinn dieser Maßnahme zu begreifen: Dieser Gott ist und bleibt ein heiliger, majestätischer Gott, auch dann noch, wenn Er sich wie hier in gnädiger Herablassung den Menschen naht. Jede falsche Vertraulichkeit und Anbiederung wird abgewehrt.

In unerhört majestätischer Weise tut Gott „am dritten Tage“ seinen Willen kund. Früh am Morgen wird das ganze Lager durch ein durchdringendes Signal geweckt und aufgeschreckt. „Der Ton einer sehr starken Posaune“ gellt vom Berg, und wie sie ihre Augen aufheben, hat sich sein Anblick drohend verwandelt. Eine riesige, tiefschwarze Wolke hat den ganzen Berg bedeckt und eingehüllt. Fahle Blitze zucken unaufhörlich um sein Haupt, schaurig bricht sich der rollende Donner an den Felswänden. Man muss einmal einen richtigen Gewittersturm im Hochgebirge erlebt haben, um sich von diesem Aufruhr der Elemente um diesen Berg her eine Vorstellung zu machen. Ein gewaltiger Schrecken erfasst das Volk. Mit wachsender Spannung und Furcht blickt jung und alt zu dem immer unheimlicher drohenden Berg empor. „Und Mose führte das Volk aus dem Lager Gott entgegen, und es trat unten an den Berg.“ Am liebsten wären sie geflohen, zumal nun der Berg zu rauchen beginnt, als wäre in seinem Innern ein riesiges, lodernes Feuer entfacht. Wie ein ungeheurer Pilz steigt der Rauchqualm in die Lüfte, das ganze Bergmassiv erzittert und erbebt unter gewaltigen Erdstößen. Steinlawinen

stürzen donnernd ins Tal. Und immer mächtiger anschwellend, Mark und Bein durchdringend, hört man den Ton der Posaune gellen, bis er zuletzt alle anderen Stimmen übertönt. Es ist eine einzige Aufforderung: Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen! Schweigt und seid stille, und höret, was der Herr mit euch zu reden hat!

Was uns in diesen Versen geschildert wird, ist mehr als ein sogenanntes „Naturschauspiel.“ Es ist ein gleichzeitiger, geballter Ausbruch aller Naturgewalten, der in dieser Form ohne Beispiel ist. Er spottet jeder menschlichen Erklärung, und es gibt nur eine Antwort, um diese jähe Umwandlung dieses stummen, toten Berges in einen „rauchenden Ofen“ zu begreifen: „Der ganze Berg Sinai aber rauchte, darum dass der Herr auf den Berg herabfuhr mit Feuer.“ Er selbst, der „Heilige in Israel,“ den kein sterbliches Auge gesehen und auch jetzt nicht erblicken darf, naht sich zu seinem Volk. Gewaltige Zeichen begleiten seine Ankunft: Donner und Blitz, Feuer und Rauch, Sturm und Erdbeben sind seine Diener und Trabanten. Wir brauchen nicht lange zu raten, warum Gott für diese entscheidende Begegnung mit seinem Volk gerade diese Zeichen wählte. „Fürchtet euch nicht,“ ruft Mose den Erschreckten zu, die am liebsten wer weiß wohin fliehen möchten, „Gott ist gekommen, dass Er euch versuchte und dass seine Furcht euch vor Augen wäre, dass ihr nicht sündigt.“ Das ist der Sinn dieser Zeichen: Gott will seinem Volk einen unauslöschlichen Eindruck geben von seiner heiligen Majestät. Er will seine Furcht in ihre Herzen pflanzen. Nur wer Gott fürchten lernte, lernt sich auch vor der Sünde fürchten. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Ohne Gottesfurcht kein Gehorsam! Insofern ist der Anblick dieses Berges eine einzige Unterstreichung der Gebote, deren Proklamation nunmehr auf diesem Sinai erfolgt. Donner und Blitz, Feuer und Erdbeben sind gleichsam eine Folge gewaltiger Begleitakkorde, mit denen der Beherrscher aller Welten und Gewalten dem lapidaren Text der Gebote Gewicht und Nachdruck verleiht. Jeder soll es wissen: Hier wird nicht ein unverbindlicher Ratschlag erteilt. Gott selbst steht mit seiner ganzen Gewalt, Macht und Majestät hinter jedem der Gebote. Er selbst ruft sie aus mit lauter Stimme. Erst eine spätere Zeit, die diese Unmittelbarkeit der Gottesoffenbarung nicht mehr mit Gottes Erhabenheit zu vereinen vermochte, ging zu der Vorstellung über, der Herr habe sich dabei seiner Engel bedient (Vgl. Apg. 7,53). An unsrer Stelle heißt es klar und eindeutig: „Und Gott redete alle diese Worte.“ Niemand soll hernach auf den Gedanken kommen, ein Mensch (etwa Mosel) habe sich dieses Gesetz ausgedacht und zurechtgelegt. Auch Mose ist in dieser Stunde ein Hörender. Er empfängt die Gebote mit dem ganzen Volk zusammen aus Gottes Mund. Niemand soll daran zweifeln, dass sich Gott selbst auf diesem Berg vernehmen ließ. Des zum Zeichen beginnt das Gesetz mit einem mächtigen Selbstzeugnis, das in der ersten Person gesprochen ist: „Ich bin der Herr, dein Gott, der Ich dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause geführt habe.“ Gott stellt sich seinem Volk persönlich vor, damit es wisse und festhalte, wer solches alles von ihm fordert: Nicht irgendein selbsterdachter Gott, wie ihn die Heiden haben, dessen Macht und Ehre genau so weit reicht, wie die Macht und der Einfluss derer, die ihn ehren, sondern der Herrscher über alle Menschen, Völker, Mächte und Gewalten, der die Macht seines Widersachers auf dem Thron der Pharaonen zerbrochen hat – der Retter der Verlorenen, der Befreier der Versklavten, der eine, wahre, lebende Gott, welcher der Allerhöchste ist im Himmel und auf Erden. Und dann folgt Befehl um Befehl, genauer Verbot um Verbot, gleichsam den heiligen Bezirk absteckend und umfriedend, innerhalb dessen der Gehorsam verwirklicht wird:

Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.

Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen.¹

Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht missbrauchen.

Gedenke des Sabbattags, dass du ihn heiligest.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Du sollst nicht töten.

Du sollst nicht ehebrechen.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

Lass dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Lass dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes noch seines Knechts noch seiner Magd noch seines Ochsens noch seines Esels noch alles, was dein Nächster hat.

Wir kennen diese zehn Gebote von Jugend auf. Wir haben sie zusammen mit der meisterhaften Auslegung Martin Luthers auswendig gelernt. Aber haben sie uns jemals ernstlich beunruhigt, auch nur eine einzige schlaflose Nacht bereitet? Sind wir nicht in der Gefahr, dass wir sie wie einen unverbindlichen Ratschlag zur Kenntnis nehmen, spätestens nach der Konfirmation zu den Akten legen und alsbald mit einer naiven Selbstverständlichkeit das Recht in Anspruch nehmen, unser Leben nach selbstgewählten Grundsätzen, Idealen, Neigungen, Gewohnheiten und Interessen einzurichten? Ob dies nicht damit zusammenhängt, dass wir diese zehn Gebote allermeist für sich betrachten, losgelöst von ihrem biblischen Zusammenhang? Wir brechen sie heraus wie Quadersteine aus der so eindringlich und ausführlich erzählten Geschichte von der Gesetzgebung. Wir haben den Berg nicht mehr vor Augen, diesen furchterregenden, majestätischen Berg, auf dem sie der lebendige Gott ausgerufen, feierlich bekanntgegeben hat. Das ist ein schwerer Verlust. Man muss seine Augen auf diesen Berg der Gebote richten, will man wissen, wie Gott selbst diese wuchtigen zehn Sätze gehört und verstanden wissen will. Sobald wir dies tun, wird uns ein Dreifaches aufgehen:

1. Was Gott von uns fordert, ist durchaus kein Rätsel.

Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert. Keine Rede davon, dass der Wille Gottes ein Geheimnis wäre! Die Klage, dass Gott schweigt, ist zwar sehr beliebt, und sie will nicht verstummen auf allen Gassen. Aber sie wird doch allermeist von Menschen erhoben, die sich weder die Mühe nehmen noch den Mut haben, auf diesen Gott wirklich zu hören, und zwar da, wo Er sich hören lässt. Gott hat gesprochen! Er hat uns seinen Willen in völliger Klarheit kundgemacht. Jede seiner Forderungen ist exakt formuliert, knapp und eindeutig, so dass sie jedes Kind begreift. Wenn wir Menschen dies vergessen oder bestreiten, dann immer nur deshalb, weil wir im Grund unsres Herzens Ihm nicht gehorchen wollen. Gewiss ist diese Bekanntgabe der Gebote zunächst „im Winkel“ geschehen, in einem ganz abgelegenen, verlassenem Winkel der Weltgeschichte. Die Kenntnis des Gesetzes blieb zunächst das große, heilige Vorrecht des kleinen Völkchens Israel. „Er hat seine Wege Mose wissen lassen, die Kinder Israel sein

1 Nämlich von Gott, der auch hier auf dem Berg Sinai in der Wolke verborgen bleibt.

Tun“ (Ps. 103,7). Aber Gott hat dafür gesorgt, dass, was Er fordert, nicht verborgen blieb. Sein Gesetz ist zusammen mit dem Evangelium ausgegangen in alle Lande, und wer immer eine Bibel im Schrank hat, kann keinesfalls behaupten, dass ihm der Wille Gottes verborgen sei. Keiner kann sagen: Ich habe nicht gewusst, dass Gott etwas von mir will, und zwar nicht nur irgend etwas, ein bisschen Anstand und Rücksicht, Takt und Menschlichkeit, sondern dass Er ganz bestimmte Forderungen an mein Leben hat. Wir haben Gebote! Das ist ein großes Geschenk und ist hernach in Israel auch immer wieder als solches empfunden worden. Wir denken an die Psalmen, die der Freude über das Gesetz Gottes Ausdruck geben und die Wegleitung, welche dem Menschen durch die Kenntnis des göttlichen Willens widerfährt, zu preisen nicht müde werden. „Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz; die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesamt gerecht. Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold, sie sind süßer denn Honig und Honigseim“ (Ps. 19,9ff.; vgl. Ps. 119!). Gott will seinem Volk mit diesen Geboten nicht eine Last, ein drückendes Joch auf den Hals legen. Er will ihm und allen Menschen den Weg zeigen, der ins Leben führt (Vgl. Matth, 19,17). Wohl uns, dass wir nicht der Ratlosigkeit unsres eigenen Herzens ausgeliefert sind! Wir haben Gebote, die als aufgerichtete Wegzeiger Gottes den, der sie befragt, vor vielen Irrwegen bewahren können. Das heißt aber zugleich, dass wir weder das Recht noch die Freiheit haben, unser Leben und Handeln so zu gestalten, wie es uns beliebt und gut dünkt. Wenn wir es trotzdem tun – etwa im Blick auf den Sonntag – so ist das ein klarer Ungehorsam, und es hilft uns gar nichts, wenn wir uns darauf berufen, dass wir ja nur tun, was alle andern auch tun und die harmlose Unschuld spielen. Wir haben Gebote! Das heißt, dass es Gott durchaus nicht unsrem Ermessen überlassen hat, darüber zu befinden, was gut und recht ist. Gott will, dass wir uns mit unserm Handeln an sein Gesetz gebunden wissen. Was für eine Unverfrorenheit, wem ein Mensch behauptet: Ich weiß schon, was ich zu tun und zu lassen habe, was ich mir (mir!) schuldig bin. Wer so denkt und redet und dann auch nach seinen selbstgewählten Maßstäben handelt, der hat, und wäre er in den Augen der Welt und in seinen eignen Augen eine noch so ehrenwerte Persönlichkeit, den lebendigen Gott bereits entthront in seinem Herzen. Es genügt auch in keiner Weise, dass wir uns der Stimme unsres Gewissens verpflichtet wissen. Denn mit dem Gewissen hat es seine eigene Bewandnis: Es ist sehr dehnbar! Es kann auch irren, einschlafen, völlig abstumpfen. Und man kann immer wieder die Beobachtung anstellen, dass die Leute, die sich mit besonderer Emphase auf ihr Gewissen berufen, in gewissen Dingen plötzlich ein sehr weites Gewissen haben, so weit, dass sie es bequem als Schlafsack benützen können. Was Not tut, was uns als Christen, die überdies um die Auslegung der Gebote in der Bergpredigt Jesu wissen, befohlen ist, kann nur dies sein, dass wir täglich und mit allem Fleiß in diesen Spiegel der Gebote blicken. „Du hast geboten, fleißig zu halten deine Befehle. O, dass mein Leben deine Rechte mit ganzem Ernst hielte!“ (Ps. 119,4f.).

2. Hinter diesen Geboten steht der lebendige Gott mit seiner ganzen Majestät.

Sie sind nicht eine Sammlung von Lebensregeln, die sich für das Zusammenleben der Gesellschaft als probat erwiesen und nachträglich dadurch sanktioniert wurden, dass sie Mose selbst oder die Verfasser der biblischen Bücher, die seinen Namen tragen, mit dem Namen Gottes in Verbindung gebracht hätten. Das „mosaische Gesetz“ ist Gottes Gesetz! Kein Geringerer als der lebendige Gott selbst, der Schöpfer und Herrscher aller

Dinge, hat dieses Gesetz erdacht, seine einzelnen Gebote festgelegt und in feierlichster Weise proklamiert. Das muss man sich ohne Unterlass vor Augen halten. Er nennt sich selbst einen „eifrigen Gott,“ der große Stücke auf seine Ehre hält und ein leidenschaftliches Interesse daran hat, dass sein Wille respektiert wird. Keiner verachtet seine Gebote ungestraft. Gott nimmt und meint sie so ernst, dass Er „der Väter Missetat heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied,“ wie Er umgekehrt „Barmherzigkeit zu tun verspricht, an vielen Tausenden, die ihn lieben und seine Gebote halten.“ Beide, die Täter und Übertreter seiner Gebote, werden bei ihrem Tun behaftet, und zwar mit solchem Ernst und Nachdruck, dass sich die Folgen ihres Handelns auswirken auf die Kette der Geschlechter. Wir können das nicht nachrechnen. Aber es gibt erbbiologische Tatbestände, die erhärten, dass beides, Erbfluch und Erbsegens, durchaus keine leeren Worte sind. So harmlos ist die Wirklichkeit nicht, die das Wort „Gott“ umschreibt, wie sich viele seiner Verächter träumen lassen. Die ganze Gesetzgebung ist mit den sie begleitenden Zeichen ein flammendes Fanal, welches bezeugt, dass und wie sehr dieser Gott – zu fürchten ist. Es ist ein Irrtum, wenn wir meinen, diese Furcht Gottes sei das überholte Merkmal einer typisch alttestamentlichen Frömmigkeit. Es steht im Neuen Testament: „Fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle!“ (Matth. 10,28). Und abermals: „Unser Gott ist ein verzehrendes Feuer“ (Hebr. 12,29). Er lässt nicht mit sich feilschen und handeln, sondern besteht darauf, dass wir uns mit striktem Gehorsam seinem Willen unterwerfen. Kein Mensch markt Ihm von diesen Geboten ein Jota ab. Man hüte sich, diesen Satz als den überspannten Ausdruck einer rigorosen „Gesetzlichkeit“ zu verdächtigen! Er stammt aus sehr berufenem Mund, gibt er doch die Meinung Jesu wieder, der in der Bergpredigt die unverbrüchliche Geltung der Gebote wie folgt bezeugt: „Wahrlich, ich sage euch: Bis dass Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüffel vom Gesetz, bis dass es alles geschehe.“ Das heißt doch: Gott nimmt nichts zurück von dem, was er bei der Gesetzgebung befohlen hat. Er weicht davon nicht einen Finger breit. Wie sehr wir uns auch daran gewöhnt haben, diese Gebote auf die leichte Achsel zu nehmen – Er, der lebendige Gott nimmt sie ernst, so ernst, dass unser Ungehorsam gegen sein Gesetz seinem eigenen Sohn das Leben kostet! Damit ist die Meinung widerlegt, als ob das Evangelium uns als Kinder des Neuen Bundes vom Gehorsam gegen die Gebote dispensieren würde.

3. *Das Evangelium hebt die Gebote nicht auf, sondern setzt sie in Kraft.*

Wir betonen diesen Satz mit besonderem Nachdruck, weil über diesen Punkt innerhalb der Christenheit eine große Verwirrung herrscht. Sie entsteht an dem bekannten Wort des Apostels Paulus, dass „Christus des Gesetzes Ende“ sei (Röm. 10,4). Um diese Aussage recht zu verstehen, müssen wir bedenken, unter welcher Fragestellung an dieser Stelle – oder noch ausführlicher etwa im Brief an die Galater – über das Gesetz gehandelt wird. Paulus wirft die Frage auf: Wie wird der Mensch Gott recht? Antwort: Nicht auf dem Weg über das Gesetz, nicht dadurch, dass er sich mit Anspannung all seiner eigenen sittlichen Kraft um seine möglichst lückenlose Erfüllung bemüht. Auf diesem Weg schafft keiner seine Gerechtigkeit. Denn da ist keiner, der dem Gesetz Gottes wirklich Genüge leistet. Was wir vollbringen, ist im besten Fall eine gewisse Abschlagszahlung auf den Gehorsam, den wir den Geboten Gottes schuldig sind. Wäre es anders, so hätte es Gott bestimmt nicht für notwendig erachtet, seinen Sohn um unsrer Sünden willen ans Kreuz zu schlagen. Damit, dass dies geschehen ist, ist endgültig erwiesen, dass unser Gehorsam ein

klägliches Bruchstück und das heißt, wenn anders Gott auf seinen Geboten besteht, ein einziges Fiasko ist. Wehe uns, wenn das Gesetz Gottes einziges und letztes Wort geblieben wäre! Dann stünden wir allesamt unter dem „Fluch“ des Gesetzes und müssten des Zorns, der Bestrafung und Verurteilung durch Gott gewärtig sein. Nun aber hat uns „Christus erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns“ (Gal. 3,13). Er hat uns durch sein stellvertretendes Strafleiden am Fluchholz des Kreuzes von dem Gesetz und seiner Anklage freigemacht, den „Schuldbrief“ zerrissen. Durch seinen bruchlosen, vollkommenen Gehorsam hat er das Gesetz an unserer Statt erfüllt. Damit hat das Gesetz seine Rolle als „Heilsweg“ endgültig ausgespielt. Christus ist unsre Gerechtigkeit vor Gott, er ganz allein!

Besagt dies, dass uns die Gebote Gottes nun nichts mehr zu sagen haben? Keineswegs! Wer aus der Tatsache, dass das Gesetz als Weg zum Heil nicht mehr in Frage kommt, diese Konsequenz ableiten will, hat Jesus Christus selbst und alle Zeugen des Neuen Testaments mit Einschluss von Paulus gegen sich. „Ihr sollt nicht wännen, dass ich gekommen bin, das Gesetz aufzulösen, ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen“ – so hören wir aus Jesu Mund (Matth. 5,17). In völligem Einklang damit steht die Antwort des Paulus auf die Frage, die er sich selbst vorlegt, um jedes Missverständnis auszuschließen: „Wie? Heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne! Sondern wir richten das Gesetz auf.“ (Röm. 3,31). Es kann und darf uns zwar nicht mehr dazu dienen, dass wir uns selbst vor Gott rechtfertigen und aus unsrer Erfüllung des Gesetzes einen Ruhm bereiten. Es bleibt dabei, dass durch die Werke des Gesetzes kein Mensch selig, keiner gerettet wird. Aber die Absicht, die hinter dem „heiligen, gerechten und guten Gesetz Gottes stand“ (Röm. 7,12), lässt Gott nicht fallen. Er hält an dem Ziel fest, dass wir Ihm mit unsrem Leben und Handeln gehorsam werden. Zu diesem Zweck sendet Er den Geist in die Herzen seiner Gläubigen: „Siehe, es kommt die Zeit,“ spricht der Herr, „da will ich mit dem Hause Israel einen neuen Bund machen. Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein“ (Jer. 31,31ff). Als Kinder des neuen Bundes dürfen wir diese Leitung des Geistes täglich erbitten, und es zeigt sich: Dieser Geist setzt die Gebote nicht außer Kurs – er schreibt sie uns ins Herz! Die „Freiheit vom Gesetz“ will als eine neue, von Gott geschenkte Freiheit zum Gehorsam gelebt und verstanden sein.

Durch Christus von seiner tötenden, verklagenden Macht, dem „Fluch des Gesetzes“ (Gal. 3,13) befreit, hören wir nun erst recht aus den Geboten Gottes den kräftigen, bindenden Zuspruch des Herrn, der als ein „treuer Schöpfer in guten Werken“ (1. Petr. 4,19) an uns handelt, und die Bitte des 119. Psalms: „O, dass mein Leben deine Rechte mit ganzem Ernst hielte!“ wird uns doppelt wichtig, damit Gott in uns schaffe, was vor Ihm gefällig ist.

Mein Herz hält treu und feste
an dem, was dein Wort lehrt.
Herr, tu bei mir das Beste,
sonst ich zuschanden werd'.
Wenn du mich leitest, treuer Gott,
so kann ich richtig laufen
den Weg deiner Gebot.

V.

Nebo

Der Berg der Sehnsucht.

5. Mose 34,1ff.

Und Mose ging von dem Gefilde der Moabiter auf den Berg Nebo, auf die Spitze des Gebirges Pisga, gegenüber Jericho. Und der Herr zeigte ihm das ganze Land Gilead bis gen Dan und das ganze Land Naphtali und das Land Ephraim und Manasse und das ganze Land Juda bis an das Meer gegen Abend und das Mittagsland und die Gegend der Ebene Jerichos, der Palmenstadt, bis gen Zoar.

Und der Herr sprach zu ihm: Dies ist das Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe und gesagt: Ich will es deinem Samen geben. Du hast es mit deinen Augen gesehen; aber du sollst nicht hinübergehen.

Also starb Mose, der Knecht des Herrn, daselbst im Lande der Moabiter nach dem Wort des Herrn. Und Er begrub ihn im Tal im Lande der Moabiter gegenüber Beth-Peor. Und niemand hat sein Grab erfahren bis auf den heutigen Tag. Und Mose war 120 Jahre alt, da er starb. Seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen. Und die Kinder Israels beweinten Mose im Gefilde der Moabiter dreißig Tage; und es wurden vollendet die Tage des Weinens und des Klagens über Mose. Und es stand hinfort kein Prophet in Israel auf wie Mose, den der Herr erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht.

Wer die Berge kennt und liebt, den mag zuweilen in den dumpfen Stuben und engen Gelassen die Sehnsucht überfallen – die Sehnsucht, alles abzustreifen und hinter sich zu werfen, was hier Tag für Tag an den Nerven zerrt, und hinaufsteigen auf einen hohen Gipfel, wo der Blick frei und ungehindert über die Lande schweift. Nur einmal wieder da oben stehen, weg von den Menschen mit ihrem oft so kleinlichen Zank und Streit, und dann auf dem stillen, einsamen Gipfel ganz ins Schauen versinken! Wir brauchen uns dieser Sehnsucht nicht zu schämen. Es ist des Menschen bestes Teil, dass er sich sehnt nach einem Ort der Freiheit, nach einem Leben, das besser und höher ist. Wer keine Sehnsucht mehr im Herzen trägt, der ist lebendig tot! „Solange wir in der Hütte sind (gemeint ist in der Hütte dieses Leibes) sehnen wir uns und sind beschwert“ – so schreibt der Apostel Paulus im 2. Korintherbrief. Offenbar sollen und dürfen gerade wir Christen in besonderer Weise Menschen einer großen, heiligen Sehnsucht sein. Ob wir sie kennen, ist ein Gradmesser dafür, ob und wie weit unser Christenstand wirklich lebendig ist. Es mag wohl sein, dass diese Sehnsucht zuweilen verschüttet wird, dass sie nur wie ein Fünklein unter der Asche glimmt. Aber Gottes Wort kann und will sie aufwecken. Eben deshalb geschiehts, da wir auf unserer Wanderung

entlang den Bergen der Bibel an diesen Berg Nebo geführt werden, den man mit Fug und Redet als den Berg der Sehnsucht bezeichnen kann. Denn was geschieht auf diesem Berge? Da steht ein Mensch, Mose, der Mann Gottes, ganz ins Schauen versunken, die Augen sehnsüchtig auf das Land der Verheißung geheftet, das ihm Gott selbst zeigt mit ausgestrecktem Arm. Noch einmal schaut er weit, weit ins Land, wohl eine lange Zeit, ein Mensch voller Sehnsucht, dem Gott eine letzte Gnade gönnt, eh' er sich zum Sterben fertig macht und dort oben auf dieser einsamen Höhe endgültig die Augen schließt.

Was für ein Anblick, dieser zum Sterben gerüstete Knecht Gottes dort auf des Berges Spitze! Das Alte Testament enthält gewiss eine Fülle von gewaltigen Stoffen, Bildern, Geschichten und Gestalten. Es schreibt einen lapidaren Stil. Aber der Anblick und die Gestalt dieses Mannes, das letzte sehnsüchtige Schauen, das stille, einsame Sterben dieses Propheten, von dem erzählt wird, dass Gott seinen Leib mit eigener Hand begrub – das gehört doch wohl zum Ergreifendsten, was uns in der ganzen Bibel berichtet wird. Wer ist dieser Mose? Nun wir kennen seine Geschichte, zumindest in groben Zügen. Wir sind ihm schon einmal begegnet, dort auf dem wolkenumhüllten Sinai, dem Berg der Gebote, wo er die steinernen Tafeln empfing, in welche der Finger Gottes die Gebote grub. Vierzig Jahre trug er die Last einer Aufgabe, unter deren Schwere er manchmal schier zusammenbrach. Vierzig Jahre lang ist er durch Sonnenbrand und Wüstensand dem verheißenen Land entgegengezogen. Sein Haar ist längst gebleicht, aber seine Augen sind nicht dunkel geworden, seine Kraft ist nicht zerfallen. Und nun sehen und begleiten wir ihn auf seinem letzten Gang. Auf Gottes Befehl steigt er hinauf auf die Höhe des Berges. Er weiß: Ich kehre nicht zurück. Feierlich hat er Abschied genommen, seinen Nachfolger, Josua, den Sohn Nuns, bestimmt und auf die Gebote Gottes verpflichtet, ganz Israel noch einmal gesegnet. Dann reißt er sich los. „Stirb auf dem Berge!“ so hat Gott zu ihm gesagt (5. Mose 32,50). Er lässt ihn nicht im Ungewissen darüber, dass es sein letzter Gang sein wird. Noch einmal: Was für ein ergreifendes Bild, wie dieser Mann Gottes im Wissen um seinen Tod da hinaufsteigt auf diesen einsamen Berggipfel! Wir wissen aus unsrer Bibel, dass Gott mit ihm geredet hat „wie mit einem Freunde,“ und dass hernach in Israel kein Prophet mehr aufstand wie dieser Mose, den der Herr erkannt hätte „von Angesicht zu Angesicht.“ Wundern wir uns nicht, dass Gott etwas Besondres mit ihm vorhat! Unmöglich, dass dieser Mann auf einem Strohbündel sterben sollte, so wenig wie Elia, der im Wetter gen Himmel fuhr.

Freilich, es ist kein leichter Gang! Hart an der Grenze des verheißenen Landes muss Mose sterben. Gott erlaubt ihm nicht, selbst seinen Fuß in dieses Land zu setzen. Dicht vor dem Ziel ruft Er seinen Knecht ab, unwiderruflich. Warum eigentlich? Nun, Mose weiß genau warum: Einmal hat er Gott erzürnt, damals, als der Herr sein Volk mitten in der Wüste mit Wasser aus dem Felsen tränkte (4. Mose 20,1ff.). Vom Durst gepeinigt, fing der ganze Haufe an zu murren und Mose mit Anklagen zu überschütten: „Ach, dass wir umgekommen wären, als unsre Brüder umkamen! Warum nur habt ihr uns an diesen bösen Ort geführt?“ Mose erwiderte kein Wort auf diese bitteren, ungerechten Vorwürfe. Er fällt zusammen mit seinem Bruder Aaron nieder auf sein Angesicht vor dem Herrn, damit Er selbst rede und eingreife. Und wirklich, Gott ist bereit, Rat und Hilfe zu schaffen und das Murren Israels wieder einmal wie so oft durch schenkende Güte zu beschämen. „Nimm deinen Stab und rede mit dem Fels vor ihren Augen, der wird euch Wasser geben.“ Mose gehorcht. Aber als er die misstrauischen, vorwurfsvollen Gesichter vor sich sieht, voll Bitterkeit und Anklage, da fasst ihn der Zorn: „Höret, ihr Ungehorsamen, werden wir euch auch Wasser aus dem Felsen bringen?!“ Er glaubt selbst nicht mehr daran, dass dies unter solchen bitterbösen Umständen geschehen möchte. Und anstatt mit dem Fels zu reden,

wie Gott befahl, nimmt er seinen Stab und schlägt zu, gleich zweimal! Wir spüren, wie ihn selbst in diesem Augenblick die Erbitterung überwältigt hat. Das ist durchaus menschlich, durchaus begreiflich. Aber was menschlich und begreiflich ist, ist darum noch lange nicht recht vor Gott. Keine Rede davon, dass ihm der Herr diese „Entgleisung“ zugute hielte. „Der Herr aber sprach zu Mose und Aaron: Darum, dass ihr nicht an Mich geglaubt habt, mich zu heiligen vor den Kindern Israels, sollt ihr diese Gemeinde nicht hineinbringen in das Land, das ich ihnen geben werde.“ So streng nimmt es Gott mit seinen Knechten! Er kennt keine Günstlinge wie die Herren dieser Welt, bei denen man notfalls durch die Finger sieht. Er handelt vielmehr nach der Regel: Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel fordern. Je höher Gott einen Menschen zu sich emporhebt, um so genauer nimmt Er es mit dem Gehorsam. Das gibt zu denken!

Mose beugt sich, so hart ihn auch das Urteil Gottes treffen mochte. Er hat sich unter fremde Schuld gebeugt nach dem Bundesbruch, wie sollte er sich nicht unter sein eigenes Versagen beugen? Aber sieh, so streng Gott mit ihm abrechnet, so wenig lässt er ihn ohne Trost und Hoffnung sterben. „Und der Herr zeigte ihm das Land,“ das Er seinem Volk als Wohnstätte ersehen hat. Ein herrliches Land! Nicht nur in den Augen dessen, der aus der Wüste kommt und sich mit trunkenem Entzücken am Anblick des Kulturlandes weidet, nicht nur, weil es ein Land ist, darin „Milch und Honig fließt.“ Es ist das Land, über dem die Verheißung Gottes leuchtet, das Land, mit dem fortan die Geschichte seiner Offenbarung verbunden ist, in dem die Krippe und das Kreuz des Erlösers stehen sollte, von dem die Botschaft des Heils ausgehen sollte in alle Lande, bis an die Enden der Erde. Es ist das Land, das Gott dem Abraham, Isaak und Jakob geschworen hat, dass Er's ihren Nachkommen geben wolle, und in das Er sein Israel in unsren Tagen nach langer Irrfahrt wieder zurückholt, zum Zeichen für alle Völker, mit welcher Treue Er zu seinen Verheißungen steht – das Land, von dem Gott in besondrer Weise Besitz ergreift zum Zeichen dafür, dass Er wahrhaftig von der ganzen Erde wieder Besitz ergreift. Dieser Streifen Land ist gleichsam der Garant, das Faustpfand dafür, dass Gott alle seine Verheißungen pünktlich erfüllt und allen Widerständen zum Trotz an das Ziel seiner Pläne eilt. Ahnen wir, was in der Seele Moses vorgeht, als er dieses Land zu seinen Füßen sieht? Er ist ganz und gar ins Schauen versunken. Kein Wort wird uns erzählt aus seinem Munde. Aber dieses Schweigen sagt mehr als alle Worte. Es bringt zum Ausdruck, dass in dieser Stunde nur noch ein Verlangen in ihm mächtig ist: Schauen, schauen und sich nicht satt sehen können! „Also starb Mose“ – sehnsüchtig die Augen auf das Land geheftet, das ihm Gott zeigt mit ausgerecktem Arm, hart an der Grenze, noch daheim, aber doch seines Anblicks von ferne gewürdigt. Ein Geheimnis ist über seinem Sterben. Wir werden ihm noch einmal begegnen, diesem „Manne Gottes,“ zusammen mit Elia, der auf dem mit feurigen Rossen bespannten Wagen gen Himmel fuhr, auf einem ganz andren Berge, dem Berg der Verklärung (Matth. 17,3). Hier aber bricht jede Spur ab. „Und der Herr begrub ihn,“ so dass niemand sein Grab hat finden können. Es ist nicht nur eine letzte Ehre, die Gott damit seinem Knecht erweist. Er unterbindet dadurch zugleich jede Menschenverherrlichung, jeden „Herdenkult.“ Dafür ist kein Platz in Israel. „Und die Kinder Israel beweinten Mose im Gefilde der Moabiter dreißig Tage“ – das ist das einzige, was hier noch möglich ist – und es ergeht ihnen bei dieser Beweinung wohl nicht anders, wie es uns allen zu gehen pflegt: Erst wenn uns ein Mensch genommen ist, erkennen wir so recht, was wir an ihm gehabt haben. „Und es stand hinfort kein Prophet auf in Israel wie Mose, den der Herr erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht“ – wenn einer, dann war dieser der Tränen wert.

Es ist das Ende eines Propheten, das uns in dieser packenden Erzählung geschildert wird, und wir alle werden wahrscheinlich wesentlich prosaischer sterben. Dennoch müsste es seltsam zugehen, wenn wir im Laufe unsres Lebens diesen „Berg der Sehnsucht“ nicht auch zu Gesicht bekämen. Es ist viel Sehnsucht, offene und geheime Sehnsucht in der Menschen Herzen! Da ist die Sehnsucht des jungen Menschen, der sich hinaussehnt aus der drückenden Enge seiner gewohnten Umgebung in weite, lockende, unbekannte Fernen und daneben die Sehnsucht des Gefangenen, der, in ein fremdes Land verschlagen, sich Tag und Nacht nach der Heimat, nach seinem Zuhause sehnt. Da ist die Sehnsucht, das unstillbare Heimweh nach einem geliebten Menschen, den uns der Tod entriss, ohne dass ihn unsre Liebe halten konnte, oder auch die Sehnsucht nach einer großen Lebensaufgabe, welche die Anspannung aller Kräfte lohnt. Und über all diesen Sehnsüchten, von denen wohl jeder etwas zu erzählen wüsste, ist die eine große, heilige Sehnsucht, die Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, in die Worte fasste: O, du Land des Wesens und der Wahrheit, unvergänglich für und für, mich verlangt nach deiner Klarheit; mich verlangt nach dir!“ Ob wir sie nicht auch kennen, diese heilige Sehnsucht, die uns überfallen kann mit Macht mitten in dieser oft so erbärmlichen, durch und durch verlogenen Welt? Sie kann uns überkommen auf einer leuchtenden Passhöhe unsres Lebens genau so wie in einer dunklen Sorgenschlucht oder einer traurigen Sterbekammer. Und – das ist sicher – je mehr wir mit unsrer Bibel umgehen und in ihr heimisch werden, um so mehr wacht diese Sehnsucht auf mit wachsender Macht. Warum?

1. *Wir haben die allergrößten Verheißungen.*

Immer wieder stoßen wir auf Stellen, an denen uns Gott gleichsam mit ausgerecktem Arm das Land der Verheißung zeigt. Das ist nicht nur im Alten Testament so, bei den Propheten und Patriarchen. Auch das Neue Testament ist voller Verheißungen, und es gibt keine Erfüllung die nicht sofort wieder vor unsren Augen und Ohren zur Verheißung wurde. Dabei ist es besonders wunderbar, zu beobachten, wie die Verheißungen im Zug der mit der Berufung Abrahams beginnen, den Gottesgeschichte mit wachsender Herrlichkeit entfaltet werden Es beginnt damit, dass Gott diesem Abraham einen Sohn verspricht. Was ist das schon, mochte man denken, ein Kind? Aber zu dem Kind kommt das Volk, zu dem Volk kommt das Land, zu dem Land kommt der König, der Tempel, Priester und Propheten, und als die Zeit erfüllt ist, schickt Gott diesem heiligen Volk das Er sich erwählt und zubereitet hat, seinen Sohn, voller Gnade und Wahrheit, König, Priester und Prophet zugleich. Er sammelt sich ein Volk aus allen Völkern der Erde, und zu diesem Volk kommt das Reich, das letzte, ewige, unbewegliche, und am Ende steht's da, groß und wunderbar: Ein neuer Himmel und eine neue Erde in denen Gerechtigkeit wohnt und in dieser neuen Welt die Hütte Gottes bei den Menschen! So wächst und entfaltet sich immer größer und herrlicher, was Gott verheißt. Wir haben denselben Vorgang vor uns wie bei einer photographischen Linse, bei welcher immer mehr aufgeblendet wird. Gott selbst blendet auf! Eine wachsende Fülle der herrlichsten Verheißungen hat Er wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn vor uns ausgeschüttet: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wille, euch das Reich zu bescheiden! Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes! Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, Ich gehe hin, euch die Statte zu bereiten; Ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf dass ihr seid,

wo Ich bin!“ Wir könnten lange fortfahren und in dieser Weise eine Verheißung an die andere reihen, wie man Perlen aufreht an einer Schnur. Wer’s glaubt, des Herz wird freudenvoll! Denn diese Verheißungen sind ja nicht Gegenstand einer ungewissen Sehnsucht, einer vagen Hoffnung, von der man nicht sagen kann, ob sie sich auch jemals erfüllt. Sie haben nichts zu tun mit dem berühmten „Silberstreif am Horizont,“ von dem keiner recht glaubt, dass er den Horizont auch wirklich einmal ganz erhellt. Wir sind, wenn wir diesen Verheißungen Glauben schenken, durchaus keine Leute, die in utopischen Träumen schwelgen. Hinter jeder Verheißung steht der lebendige Gott mit seiner ganzen Majestät und Treue. Jede steht unter dem Vorzeichen: Was Gott verspricht, bricht Er nicht! Wie sollten wir darüber nicht von Herzen fröhlich sein. Sind wir „Erben der Verheißung,“ so haben wir es nicht mehr nötig missmutig und verdrossen in den Tag hinein zu leben.

2. *Wir dürfen uns den weiten Horizont der Bibel schenken lassen.*

Immer wieder über die Grenzen schauen und sich von Gottes ausgerecktem Arm das Land der Verheißung zeigen lassen, das ist Christenart. Also nicht nur seinem eigenen kleinen Behagen leben, satt und träge, stumpf und gelangweilt durchs Leben stolpern! Sobald wir uns die Frage vorlegen, wem denn all diese Verheißungen gegeben sind, können wir bei dieser Art, sein Leben zu leben, nicht stehenbleiben. Wem sind sie gegeben? Zuerst und zuvörderst dem Volke Gottes, d. h. denen, die sich rufen lassen, die sich nach den leuchtenden Zielen Gottes ausstrecken, die aufbrechen, wie einst Abraham aufgebrochen ist, und dem Land der Verheißung entgegeneilen. Nicht in schwärmerischer Ungeduld, die nicht warten kann und will, bis Gott seine Versprechungen einlöst zu einer Zeit, aber doch mit einer heiligen Unruhe im Herzen, mit einer heiligen Ungeduld, die sich an dem, was vor Augen ist, nicht genügen lässt, geschweige sich in dieser „Wüste,“ in der Gott so ferne ist, heimisch und behaglich fühlt. Je mehr wir mit der Bibel umgehen, um so mehr weitet sich unser Horizont, um so mehr wächst unsre Sehnsucht, um so mehr gewinnt die Bitte in unsren Herzen Raum: Es vergehe die Welt, es komme Dein Reich! Gott sucht Menschen, die sich seine Pläne zu eigen machen und seine Ziele in ihr Gebet aufnehmen. Er stellt uns, wenn anders wir aus seinem Wort leben, gleichsam auf einen Horchposten. Wer auf Posten steht, sieht in der dunkelsten Nacht die Sterne Gottes am Himmel leuchten. Er sieht, wie die Nacht im Schwinden ist und der helle Morgen naht. Wir verstehen, was das Bild besagen will: Wir dürfen unsre Augen aufheben zu Gottes Verheißungen. Was für ein Geschenk! Wir müssen unsren geistigen Horizont nicht mehr aus der Tageszeitung bestreiten, nicht aus der „tönenden Wochenschau“ mit ihren Sensationen und Neuigkeiten, die schon nach wenigen Tagen wieder veraltet und vergessen sind. Wer es dennoch tut, ist nicht wert, dass er eine Bibel in seinem Schrank besitzt.

3. *Wir dürfen uns der Treue Gottes trösten.*

Wohl ist es wahr, dass auch wir, nicht anders wie Mose auf dem Berg Nebo, das Land der Verheißung erst von fern e schauen. Noch sind wir diesseits der Grenze, noch ist es nicht so weit, dass wir es mit eigenen Füßen betreten dürften. Wir sind wohl Gottes Kinder und Erben der Verheißung, aber es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden

(1. Joh. 3,1). Noch ist unser Leben verborgen unter dem Tod, unsre Gerechtigkeit verborgen unter viel Schwachheit und Sünde, unsre Herrlichkeit verborgen unter all den Kämpfen und Sorgen, Leiden und Schmerzen, die Gott auch und gerade seinen Kindern nicht erspart. Aber das soll uns die Freude über Gottes Heil nicht rauben. Hat sich etwa Mose diese Freude rauben lassen? Er stirbt auf dem Berge, diesseits der Grenze, aber es liegt ein großer Friede über diesem Sterben. Ihm ist's genug, dass er das Land der Verheißung mit seinen Augen sehen durfte. Das heißt doch: Gott hat seinen Schwur nicht vergessen, denn Er Jahrhunderte zuvor dem Abraham, Isaak und Jakob geleistet hat. Er steht zu seinem Wort mit unbedingter Treue. Niemand hat Ihn daran hindern können, Sein Volk bis an die Grenze des Landes heranzuführen – weder die Macht der Ägypter noch die Pfeile Amaleks noch die tausend Gefahren der wasserlosen Wüste. Also wird Ihn auch niemand daran hindern, sein Volk in dieses Land hineinzubringen. Er setzt sein Vorhaben durch. Das zu wissen genügt. Gott hält sein Wort mit Freuden, und was Er spricht geschieht! Nicht anders ist es mit dem Reich, das Er uns und allen, die Ihn lieben, bereitet hat. Niemand, weder Tod noch Teufel, wird Ihn daran hindern uns hineinzubringen. Des sind wir fröhlich! Das Ende seiner Wege ist Herrlichkeit!

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
muss Teufel, Welt und Höllenpfort
und was dem tut anhangen,
endlich werden zu Schand und Spott,
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
den Sieg woll'n wir erlangen!

VI.

Karmel

Der Berg der Entscheidung.

1. Könige 18,1ff.

Und über eine lange Zeit kam das Wort des Herrn zu Elia, im dritten Jahr, und sprach: Gehe hin und zeige dich Ahab, dass ich regnen lasse auf Erden. Und Elia ging hin, dass er sich Ahab zeigte. Es war aber eine große Teuerung zu Samaria.

Und da Ahab Elia sah, sprach Ahab zu ihm: Bist du, der Israel verwirrt? Er aber sprach. Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit dass ihr des Herrn Gebote verlassen habt und wandelt den Baalim nach. Wohlan, so sende nun hin und versammle zu mir das ganze Haus Israel auf dem Berg Karmel und die vierhundertundfünfzig Propheten Baals, auch die vierhundert Propheten der Aschera, die vom Tisch Isebels essen. Also sandte Ahab hin unter alle Kinder Israel und versammelte die Propheten auf dem Berg Karmel.

Da trat Elia zu allem Volk und sprach: Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten. Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist's aber Baal, so wandelt ihm nach. Und das Volk antwortete ihm nichts. Da sprach Elia zum Volk: Ich bin allein übriggeblieben als Prophet des Herrn; aber der Propheten Baals sind vierhundertundfünfzig Mann. So gebt uns nun zwei Farren und lasst sie erwählen einen Farren und ihn zerstückten und aufs Holz legen und kein Feuer daran legen; so will ich den andern Farren nehmen und aufs Holz legen und auch kein Feuer daran legen. So rufet ihr an den Namen eures Gottes, und ich will den Namen des Herrn anrufen. Welcher Gott nun mit Feuer antworten wird, der sei Gott. Und das Volk antwortete und sprach: Das ist recht. Und Elia sprach zu den Propheten Baals: Erwählet ihr einen Farren und richtet zu am ersten, denn euer sind viel, und rufet eures Gottes Namen an und leget kein Feuer ran. Und sie nahmen den Farren an, den man ihnen gab, und richteten zu und riefen an den Namen Baals von Morgen an bis an den Mittag und sprachen: Baal, erhöre uns! Aber es war da keine Stimme noch Antwort. Und sie hinkten um den Altar, den sie gemacht hatten. Da es nun Mittag ward, spottete ihrer Elia und sprach: Rufet laut, denn ist ein Gott, er dichtet oder hat zu schaffen oder ist über Feld oder schläft vielleicht, dass er aufwache. Und sie riefen laut und ritzen sich mit Messern und Pfiemen nach ihrer Weise, bis dass ihr Blut herabfloss. Da aber der Mittag vergangen war, weissagten sie bis um die Zeit da man das Speiseopfer tun sollte; und da war keine Stimme noch Antwort noch Aufmerken.

Da sprach Elia zu allem Volk: Kommt her, alles Volk, zu mir! Und da alles Volk zu ihm trat, baute er den Altar des Herrn wieder auf, der zerbrochen war, und nahm zwölf Steine nach der Zahl der Stämme der Kinder Israels und baute von den Steinen einen Altar im Namen des Herrn und machte um den Altar her eine Grube, zwei Kornmaß weit, und richtete das Holz zu und zerstückte den Farren und legte ihn aufs Holz und sprach: Holet

vier Kad Wasser voll und gießet es auf das Brandopfer und aufs Holz! Und sprach: Tut's noch einmal! Und sie taten's noch einmal. Und er sprach: Tut's zum dritten mal! und sie taten's zum dritten mal. Und das Wasser lief um den Altar her, und die Grube ward auch voll Wasser. Und da die Zeit war, Speiseopfer zu opfern, trat Elia, der Prophet, herzu und sprach: Herr, Gott Abrahams, Isaaks und Israels, lass heute kund werden, dass du Gott in Israel bist und ich dein Knecht, und dass ich solches alles nach deinem Wort getan habe! Erhöre mich, Herr, erhöre mich, dass dieses Volk wisse, dass du, Herr, Gott bist, dass du ihr Herz danach bekehrst!

Da fiel das Feuer des Herrn herab und fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde und leckte das Wasser auf in der Grube. Da das alles Volk sah, fiel es auf sein Angesicht und sprach: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott.

Es ist nicht schwer zu erkennen, dass diese Geschichte eine Spitze hat, die uns mitten ins Herz zielt. Sie führt uns auf einen der gewaltigsten Berge der Bibel, auf dem der Prophet Elia mit heiliger Leidenschaft und unerhörter Kühnheit seinen Kampf um den lebendigen Gott geführt hat, der seine Herrschaft mit keinem teilt. Sie wendet sich nicht an Leute, die diesen Gott leugnen, vergessen, als Luft behandeln. Das Volk, das der Prophet auf diesem Berg versammelt, ist durchaus bereit, an diesem Gott festzuhalten. Aber sie sind nicht von ganzem Herzen an ihm – sie hinken! Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ruft ihnen Elia zu. Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist's aber Baal, so wandelt ihm nach! Damit ist ein gewaltiges Entweder-Oder aufgerichtet. Der Karmel ist zum Berg der Entscheidung geworden. Sie fällt am ersten Gebot, das wir alle kennen von Jugend auf: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine andren Götter neben mir haben. Dieses Gebot ist nicht nur über Israel, es ist über unsrem Leben aufgerichtet. Und ebenso gewiss ist, dass wir uns alle daran gewöhnt haben, was den Gehorsam gegen dieses Gebot betrifft, Gott mit Prozenten abzuspeisen. Insofern trifft uns die Frage des Propheten mitten ins Herz: Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ja, wie lange noch? Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!

Wir erinnern uns, wie alles gekommen ist. Unter einem abgöttischen Herrscherhaus ist ein fremder Kult ins Land gedrunken, Israel ist im Begriff, den Glauben seiner Väter zu verlassen. Ahab, der König, hat dem Baal einen Altar aufgerichtet und Isebel, die Königstochter aus dem heidnischen Sidon als zum Weib genommen. Wir hören von ihm, dass er „mehr tat dem Herrn Israels, den Gott Israels, zu erzürnen, denn alle Könige Israels, die vor ihm gewesen waren. Und mit dem Abfall von Gott ging in einer immer wiederkehrenden, unglückseligen Verkettung die Beugung des Rechts Hand in Hand: Den König gelüstet nach dem Weinberg eines gewissen Naboth, und als dieser von dem Erbteil seiner Väter sich nicht trennen will, wird er durch einen Justizmord umgebracht, „liquidiert,“ wie man heute zu sagen pflegt. In dieser schrecklichen Zeit taucht wie ein drohender Komet Elia, der Thisbiter, auf. Er tritt dem Ahab entgegen, Angesicht gegen Angesicht, und kündigt die große Dürre an: „So wahr der Herr, der Gott Israels lebt, vor dem ich stehe, es soll diese Jahre weder Tau noch Regen kommen, ich sage es denn.“ Gott befiehlt seinem Knecht die Flucht, um ihn vor dem rasenden Zorn des Königs zu schützen. Er verbirgt ihn und ernährt ihn wunderbar am Bache Krith, während draußen das Land verdorrt. Drei Jahre und sechs Monate fällt weder Tau noch Regen vom Himmel, eine furchtbare Teuerung sucht das Land heim. Die Folge davon ist, dass Ahab erst recht sein Herz gegen Gott verstockt. Da – über eine lange Zeit – kam das Wort des Herrn zu

Elia und sprach: Geh hin und zeige dich Ahab! Und Elia geht. Es kommt zu einer dramatischen Begegnung. Ahab wagt es nicht, sich an dem Propheten zu vergreifen. Er hat diesen Mann Gottes fürchten gelernt. „Bist du es, der Israel ins Unglück stürzt?“ herrscht er ihn an. Aber Elia bleibt ihm nichts schuldig, er kehrt den Spieß um und geht sofort zum Angriff über: „Ich stürze Israel nicht ins Unglück, sondern du und deines Vaters Haus, damit, dass ihr des Herrn Gebote verlassen habt und wandelt dem Baalim nach.“ Nun nun ist es genug, über genug mit dieser Katastrophenpolitik. Es ist höchste Zeit, dass ihr euch, König und Volk, eines andern besinnt. Und weil eines Menschen Wort, auch eines Prophetenwort nicht imstande ist, diese Wendung herbeizuführen, mögen die Götter, die Israel anruft, selbst entscheiden. „Wohlan, ich sende nun hin und versammle zu mir das ganze Haus Israel auf dem Berg Karmel, dazu den ganzen Haufen der falschen Propheten, achthundertfünfzig an der Zahl, die den abgöttischen Kult im Lande verbreiten. Elia fürchtet den Kampf nicht, er lässt es auf eine Probe ankommen. Er selbst ist seines Gottes ganz gewiss, und das ganze Volk soll Zeuge sein, wenn sich die Ohnmacht der Götzen mit der Macht und Herrlichkeit des lebendigen Gottes misst. Auf diesem Karmel werden die Würfel fallen.

Der Tag der Entscheidung bricht an – was für ein Tag! Tausende ströme dem Karmel zu, die Baalspriester erscheinen geschlossen. Elia, wird dir nicht bange? Was willst du ausrichten, du ganz allein gegen diese erdrückende Übermacht? Nun er lässt sich nicht einschüchtern. Mit lauter Stimme fordert er alles Volk in die Schranken: Wie lange hinket ihr auf beide Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach, ist's aber Baal, so wandelt ihm nach! Aber er bekommt keine Antwort. Ein böses, trotziges, betretenes Schweigen – das ist die Antwort. Da wagt Elia ein Äußerstes und ruft den Entscheid, das Urteil Gottes an. Großmütig lässt er den Dienern des Baal den Vortritt, dass sie den Namen ihres Gottes anrufen. Lasst sehen, was euer Gott vermag! Wir sehen, wie sie voll Eifer ihren Altar aufschichten, und dann hallen die lang hingezogenen Schreie über den Berg: Baal, erhöre uns, Baal, erhöre uns! Eigentlich eine erschütternde Szene, wenngleich Elia der Toren mit bitterem Sarkasmus spottet. Was hilft's, dass ihr Gebet zur leidenschaftlichen Beschwörung wird, dass sie in wilde Ekstase geraten und den Altar schreiend und blutend umtanzen, dem Wahnsinn und der Erschöpfung nahe? „Das war keine Stimme noch Antwort noch Aufmerken.“ Elia lässt ihnen lange Zeit, um ihren Baal zu einer Antwort zu bewegen. Endlich – es geht schon gegen Abend – greift er selbst in den Lauf der Dinge ein. Zwölf Steinblöcke wälzt er herbei und baut daraus den Altar des Herrn wieder auf. Seine Hand zittert nicht, wiewohl es ein Kampf auf Tod und Leben ist. Er hält sich an den Gott, den er nicht sieht, als sähe er ihn! Und er zweifelt nicht einen Augenblick daran, dass derselbe Gott, der den Himmel verschloss, auf sein Gebet hin auch Feuer vom Himmel schleudern kann. Um jede Täuschung auszuschalten, lässt er noch Wasser über den Altar schütten, bis der zerstückelte Farren, das Holz und der ganze Opferstein vor Nässe tropft. Die Spannung steigt aufs Höchste, als er endlich an den Altar tritt und seine Hände aufhebt zum Gebet: Herr, Gott Abrahams, Isaaks und Israels, lass heute kund werden, dass Du Gott in Israel bist und ich Dein Knecht, und dass ich solches alles nach Deinem Wort getan habe. Erhöre mich, Herr, erhöre mich, dass dies Volk wisse, dass Du, Herr, Gott bist, dass Du ihr Herz danach bekehrest! Was für ein Gebet – kein Schreien, kein Betteln, kein Beschwören, kurz und knapp, zwei Sätze nur, kein Wort zu viel und keins zu wenig! Und siehe – Elia wird nicht zuschanden. Gott, der lebendige Gott, antwortet mit Feuer. Er bezeugt sich als lebendige Macht und Wirklichkeit. Elia empfängt das Zeichen, das er erbeten hat, nicht um seinetwillen, wohl aber um der verführten und verstockten Herzen des Volkes willen. Mit dem Bekenntnis: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! stürzt die Menge der Zuschauer erschrocken zu Boden. Es ist wie

ein Vorspiel jener letzten Stunde der Geschichte, da der kommende Herr die Wolken zerteilt und sich aller Knie vor Ihm beugen.

Es wird gut sein, wenn wir unsre Entscheidung nicht auf diese Stunde vertagen. Gott Will, dass wir ihm heute, jetzt und hier, gehorsam werden. Dazu gibt Er uns sein Wort, dass wir Ihn als den allein wahren, lebendigen Gott erkennen und uns, allem Abfall zum Trotz, „zu ihm bekennen und um seine Ehre eifern. Wir sehen aus dieser Geschichte, wie wenig sich das von selbst versteht. Der große Haufe hält es anders. Aber es kommt nicht darauf an, beidem großen Haufen zu stehen. Ein Mann mit Gott wie dieser Elia ist mehr als der ganze große Haufe zusammengenommen. Darauf kommt es an, dass Gott Leute auf Erden hat, die mit ganzem Herzen an ihm hängen. Und sooft uns diese gewaltige Geschichte auf den Berg Karmel führt, sind wir gefragt, ob wir das wollen oder lieber auf beiden Seiten hinken. Offenbar ist es nicht damit getan, dass wir neben allem andern, was wir sind und haben, auch noch ein bisschen Religion haben. Es hilft uns gar nichts und genügt in keiner Weise, dass wir uns an irgendeinen Gott halten.

1. Alles kommt darauf an, dass wir um an den rechten Gott halten.

Religiös waren die Propheten des Baal auch, das werden wir ihnen nicht abstreiten. Sie haben es auf ihre Weise mit ihrem Gott durchaus ernst gemeint. Aber sie haben sich mit ihren Gebeten und Opfern an die falsche Adresse gewandt, eben an den Baal. Wer ist Baal? Nun die Namen wechseln, vielleicht dass wir im heutigen Sprachgebrauch eher vom „Herrgott,“ von der „Vorsehung,“ vom „Schicksal“ reden. Wir meinen damit jene mächtige Instanz, die offenkundig in unser Leben dauernd hineinregiert. Wir haben vielleicht das dunkle Gefühl, dass es gut wäre, sich mit diesem „Gott“ auf guten Fuß zu stellen. Er könnte uns von großem Nutzen sein. Aus diesem Grund schließt man so etwas wie einen Kontrakt mit ihm: Man verpflichtet sich zu gewissen religiösen Leistungen in der Hoffnung, ihn dadurch zur Gegenleistung zu bewegen. Er soll unsre Felder und Fluren segnen, unsren Lebenswünschen die Wege ebnen, unsre Arbeit und unser Gewerbe fördern, unser irdisches Glück und Behagen sichern. Man ist auch durchaus geneigt, diesem Gott in Zeiten der Not um seine Hilfe und um seinen Beistand anzurufen. Aber im übrigen ist man dankbar, wenn er uns möglichst wenig dreinredet in unsre tägliche Lebensführung. Man wünscht von diesem Gott nicht näher behelligt zu werden. Was das Handeln anbelangt, behält man sich jede Freiheit vor. Nicht wahr, dieser Gott ist ein recht bequemer Gott! Es ist der Gott, wie ihn sich das Menschenherz wünscht und erträumt. Mit diesem Gott kann man Geschäfte machen, Feste feiern, Schlachten gewinnen. Es ist genau der Gott, den Israel unter dem Namen „Baal“ geehrt und als Partner verpflichtet hat. Baal – das ist der Gott ohne Buße, der Gott ohne Forderung! Er ist eben damit das Zerrbild des wahren, lebendigen Gottes, den uns die Schrift verkündigt, der geredet hat zu den Vätern durch die Propheten und am letzten zu uns durch seinen Sohn. Dieser Gott weiß, was Er will. Er schaltet sich nicht gleich mit unsren menschlichen Wünschen und Begierden. Er gibt Befehle aus mit gebietendem Ernst und besteht darauf, dass wir seinem Wort und Willen gehorsam werden. Sind wir nicht alle in Gefahr, dass wir uns diesem Gott entziehen und statt seiner an den „Baal“ hängen? Wie leicht geschieht, dass wir dem Gott, der sich uns in seinem Wort bekannt gemacht hat, nicht wirklich standhalten, sondern – vielleicht ganz unvermerkt – sein Bild verändern und uns einen Gott nach unsren Wünschen zurechtdenken! Es war Calvin, der große Reformator in Genf, der einmal den Satz niederschrieb, der in dieser Hinsicht doch sehr zu denken gibt: „Das

menschliche Herz ist eine Werkstatt, in welcher dauernd falsche Bilder von Gott hergestellt werden.¹ Genau so ist es. Die Versuchung zur Abgötterei ist uns so nahe wie das Hemd, das wir auf dem Leibe tragen. Sobald wir nicht jeden Tag das Ohr am Mund Gottes haben und hören „nach Jüngerweise“ (Jes. 50,4), bleibt es gar nicht aus, dass wir abtreten von dem lebendigen Gott und bei „Baal“ landen.

Ist das so schlimm? Viele unserer Zeitgenossen sind der Ansicht, dass es durchaus nicht schlimm sei. Hauptsache, dass ich kein gottloser Mensch bin, so denken sie, sondern „auch etwas“ glaube. Wer so denkt, und redet, hat diesen Berg Karmel offenbar noch nie wirklich zu Gesicht bekommen. Hier zeigt sich nämlich, dass diese Abgötterei eine überaus schlimme Sache ist. Einmal deshalb, weil sie Gott die Ehre raubt. Zum andern deshalb, weil unser Gebet unerhört im Wind verhallt. Bei dem Baal ist „keine Stimme noch Antwort noch Aufmerken.“ Wie wichtig, dass wir nicht „auch etwas,“ sondern recht glauben, uns an die richtige Adresse, an den rechten, allein wahren, lebendigen Gott, den Gott der Patriarchen und Propheten, den Gott und Vater Jesu Christi wenden! Man kann sich dies an einem schlichten Beispiel aus dem Alltag verdeutlichen: Wenn in meiner Familie ein Unfall passiert, hilft es mir gar nichts, wenn ich an den Fernsprecher stürze und irgendeine Nummer anrufe, die mich mit dem Bäcker, dem Schuster, dem Schneider oder dem Kaminfeger in Verbindung setzt. Den Arzt muss ich haben! Dazu ist es notwendig, dass ich mich der Mühe unterziehe, im Fernsprechverzeichnis seine Rufnummer festzustellen, um dann mit Bedacht und Sorgfalt diese Nummer zu wählen und anzurufen. Anders wird mir keine Hilfe werden. Dass dies übersehen wird im Umgang mit Gott, könnte ein Grund dafür sein, dass so viele Gebete ohne Erhörung bleiben. Wer sich darüber beklagt, dem muss man die Frage vorlegen: Bei wem hast du denn angerufen? Hast du auch recht gewählt? Es ist eben nicht damit getan, dass wir uns an irgendeinen Gott wenden. Es geht auch nicht an, dass wir die Entscheidung, die Wahl, die hier zu treffen ist, umgehen, vernebeln und die Dinge in der Schwebe lassen. Gott selbst fordert uns auf, eine klare Wahl zu treffen. Denn, das lehrt diese Geschichte mit größter Eindringlichkeit.

2. *Niemand kann zwei Herren dienen.*

Es ist ein Wort aus der Bergpredigt, das wir mit diesem Satz zitiert haben, und wir wissen vielleicht, wie Jesus fortfährt: „Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Genau so klar und kompromisslos stellt Elia den Grundsatz auf: Ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Baal. Ihr müsst eine Entscheidung treffen, wem ihr dienen wollt. Denn diese beiden „Herren“ vertragen sich nicht, sie sind wie Wasser und Feuer, zwischen beiden besteht ein sich ausschließender Gegensatz. Hier gilt: Entweder – Oder! Dieser Ruf zur Entscheidung geht durch die ganze Bibel. Wo wir sie anfassen, stoßen wir auf dieses gewaltige Entweder-Oder: Gott oder Baal, Gehorsam oder Auflehnung, Christus oder der Satan, Leben oder Tod, Himmel oder Hölle, Seligkeit oder Verdammnis. Sehet zu, wen oder was ihr erwählen wollt! Wir sind aufgefordert, eine eindeutige Wahl, eine persönliche Entscheidung zu treffen. Wir sollen uns nicht zwischen beiden durchjonglieren in dem Bestreben, es mit keinem zu verderben. Und wenn wir es dennoch versuchen, so wird uns gesagt, dass dieser Versuch keinerlei Verheißung hat. Niemand kann zwei Herren dienen, niemand kann auf die Dauer auf

1 Cor humanum perpetua idolorum fabrica.

beiden Achseln Wasser tragen. Natürlich ist dieser Versuch immer wieder unternommen worden, durchaus nicht nur in Israel zu Elias Zeiten. Es gibt ja keine Torheit, zu welcher der Mensch nicht fähig wäre. Aber Gott duldet keine andren Herren und Götter neben sich. Er widersteht uns ins Angesicht, wenn wir „auf beiden Seiten hinken.“ Was ist die Folge? Der Himmel verschließt sich zu unsrem Haupte. Vielleicht nicht so handgreiflich, wie es zu Elias Zeit geschah, als kein Tropfen Tau noch Regen mehr auf das Erdreich fiel. Aber doch so, dass kein Gnadentau uns mehr befeuchtet von oben her. Gott selbst verbirgt sich im Zorn und entzieht uns seine Huld. Der Glaube ermattet, das Gebet verdorrt, die Liebe stirbt, unsre Gemeinschaft in Ehe und Familie, Nachbarschaft und Gemeinde bekommt böse Risse und Sprünge. Die Bibel verstummt, die „lebendige Quelle“ versiegt. Wir müssen unsren Durst aus löchrigen Brunnen stillen, die doch kein Wasser geben. Das Leben wird zur sinnlosen Hetze, das Leiden zur trostlosen Qual, und in unsrem Innern wächst die Wüste von Tag zu Tag. So und nicht anders ergeht's uns, wenn wir der Entscheidung ausweichen, auf beiden Seiten hinken und nicht mit ganzem Herzen dem Herrn, unsrem Gott, zufallen. Es liegt kein Segen, es liegt ein Fluch darauf. In diesem Sinn ist es wahr und bleibt's dabei: Niemand kann zwei Herren dienen. Dabei ist das Wort „dienen“ besonderer Beachtung wert. Es ist offenbar nicht damit getan, dass wir uns mit unsrem Mund, mit dem Bekenntnis unsrer Lippen je und dann zu diesem Gott bekennen, wiewohl schon dies in Zeiten des Abfalls nicht selbstverständlich und nichts Geringes ist. Dem Herrn dienen – das ist mehr, das heißt „von Herzen ihm nachwandeln“ (Ps. 84,6).

3. Wichtig ist, dass wir mit unsrem Leben unter seine Herrschaft kommen.

Du hast geboten, fleißig zu halten Deine Befehle. O, dass mein Leben Deine Rechte mit ganzem Ernst hielte! (Ps. 119,4f.). Das ist aus dem Geist des Elia geredet, und nur wenn diese Geschichte diesen Entschluss, der sofort zur Bitte wird, in unsren Herzen weckt, haben wir sie recht gehört. Wissen wir überhaupt noch, was vor Gott Rechts ist? Wir beobachten mit Schrecken, wie diese Rechte Gottes inmitten der Christenheit mehr und mehr in Vergessenheit geraten und ein Geist der Verwirrung um sich greift, der die Gewissen stumpf und hart macht und alle Grenzen zwischen Recht und Unrecht droht. Darum erscheint es notwendig, dass wir – wenigstens an einigen Punkten – dieser Verwirrung wehren und die Rechte Gottes auf den Leuchter stellen:

- Es ist nicht recht, dass man die Furcht Gottes aus seinem Leben streicht. Recht ist, dass man Ihn mehr fürchtet als alles andre in der Welt.
- Es ist nicht recht, wenn unser Umgang mit Gott auf ein paar Minuten am Tag zusammenschrumpft. Recht ist, dass man sich (vor allem andern!) Zeit nimmt zu Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung.
- Es ist nicht recht, dass der Sonntag zum Rummelplatz erniedrigt wird. Recht ist, dass man zur Ruhe kommt, damit Gott sein Werk in uns haben kann.
- Es ist nicht recht, dass man die Alten spüren lässt, dass sie übrig sind. Recht ist, dass man vor einem grauen Haupte aufsteht und seinen Eltern mit Ehrerbietung und Respekt begegnet ihr Leben lang.
- Es ist nicht recht, dass man mit seinem Motorrad ohne Rücksicht auf Verluste durch die Gegend rast. Recht ist, dass man auf die Sicherheit seiner Nebenmenschen jede gebotene Rücksicht nimmt.

- Es ist nicht recht, dass man das keimende Leben tötet. Recht ist, dass man sich fürchtet vor geheimem Mord.
- Es ist nicht recht, dass Burschen und Mädchen mit sechzehn Jahren in alle Geheimnisse der Liebe eingeweiht sind. Recht ist, dass man sich in Zucht hält und warten lernt.
- Es ist nicht recht, dass Eheleute nach dem ersten Zerwürfnis auseinanderlaufen. Recht ist, dass man um Verzeihung bittet und vergeben lernt.
- Es ist nicht recht, dass man in der Fabrik Stoffreste und ähnliche Dinge, die man gerade brauchen kann, mitlaufen lässt, auch wenn es alle tun. Recht ist, dass man sich hütet vor jedem Griff nach fremdem Eigentum.
- Es ist nicht recht, dass man an Menschen, die uns unsympathisch sind, keinen guten Faden lässt. Recht ist, dass man ihre Schwächen deckt und für jeden Klatsch einen Prellbock bildet.
- Es ist nicht recht, dass wir unsre Lebensansprüche ins Ungemessene steigern und immer höher hinaus wollen. Recht ist, dass wir zu den stillen Quellen der Freude zurückkehren und das eingesparte Geld für eine gute Tat verwenden.

Es ist nicht recht – wir könnten lange fortfahren! Und wir haben doch nichts anderes getan, als die alten Gebote Gottes ein wenig abgestaubt, damit wir erkennen, wie gewaltig sie hineingreifen in unsren alltäglichen Lebensstil. Der Baal stellt freilich keine Forderungen, bei ihm ist alles erlaubt. Aber der Gott Israels, der Gott der Propheten, der Gott und Vater Jesu Christi nimmt sich das Recht, sehr kräftig in unser Leben und Handeln einzugreifen. Er besteht darauf, dass wir ihm nicht nur am Sonntag in der Kirchenbank, sondern alle Tage und Stunden unsres Lebens Gehorsam leisten. Das hat Elia gewusst, und dazu hat er sich – einer gegen alle – mit unbeugsamem Mut, mit lodender Leidenschaft bekannt. Sieh nur, wie er da oben auf dem Karmel steht, wie ein lebendiges Ausrufezeichen, das steil gen Himmel weist! Muss man ihn nicht lieben? Gott braucht Menschen, die dem Propheten an die Seite treten, bereit und entschlossen, das Recht Gottes gegen den Abfall bis in den Tod zu verteidigen. Wo ein Mensch so völlig sich hergibt für Gott, da kann und wird es geschehen, dass auch heute noch sein Feuer vom Himmel fällt. O Herr, der Du allein solche Wunder tust, gib ein solch Zeichen Deiner Macht und Wirklichkeit!

Gieß aus Dein heilig Feuer,
rühr Herz und Lippen an,
dass jeglicher getreuer
den Herrn bekennen kann!

VII.

Tabor

Der Berg der Verkahrung.

Matthäus 17,1ff.

Und nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich Petrus und Jakobus und Johannes, seinen Bruder, und führte sie beiseits auf einen hohen Berg. Und er ward verklärt vor ihnen und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie ein Licht.

Und siehe, da erschienen ihnen Mose und Elia; die redeten mit ihm. Petrus aber antwortete und sprach zu Jesu: Herr, hier ist gut sein! Willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen: dir eine, Mose eine und Elia eine. Da er noch also redete, siehe da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören!

Da das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und erschrakten sehr. Jesus aber trat zu ihnen, rührte sie an und sprach: Stehet auf und fürchtet euch nicht! Da sie aber ihre Augen aufheben, sahen sie niemand, denn Jesum allein. Und da sie vom Berge herabgingen, gebot ihnen Jesus und sprach: Ihr sollt dies Gesicht niemand sagen, bis des Menschen Sohn von den Toten auferstanden ist.

Fin unvergessliches Erlebnis ist mir auf dem kühnen Gipfel der Wildspitze in den otztaler Alpen, die sich zu einer Hohe von 3787 Meter erhebt, zuteil geworden. Wir waren trotz schlechter Wetterlage in der ersten Morgenfrühe von der bergenden Hütte aufgebrochen. Wolken und Nebel hullten den Berg ein. Ein mit Schneeflocken vermischter Sprühregen rieselte herab. Die Klugheit gebot, umzukehren. Aber der Gipfel war hoch, und wer weiß, ob es nicht gelang, über die Wolken hinaufzukommen? Könnte es etwas Schöneres geben, als dieses ganze graue, trübe Nebelmeer wenigstens für Stunden unter die Füße zu bekommen? Die Wahrscheinlichkeit war gering. Mühsam und tastend nur kamen wir voran. Aber dann plötzlich war es, als ob der Eispickel den Schnee einen Schatten wurfe. Die grauen Schleier ringsum wurden locker und durchlässig für das Sonnenlicht. Mit jedem Meter, den wir an Höhe gewannen, wuchs die Helligkeit. Und dann – fast schlagartig – tauchten wir, eine kleine unverzagte Seilschaft, auf aus dem wogenden, treibenden Wolkenmeer. Da lag der Gipfel – in blendendes, gleiendes Licht getaucht. Wie schwimmende Eisberge ragten die höchsten der Nachbarn aus dem Nebelmeer. Keiner sprach ein Wort, als wir hoch aufatmend um das Gipfelkreuz niederkauerten. Es war, als wären wir in eine andre Welt versetzt. Und immer wieder, wenn ein Tag kommt, an dem die Wolken tief hängen über steinigem Pfad und der graue Nebel der Sorgen den Mut rauben und die Sicht versperren will (wer kennt

sie nicht, diese Tage, an denen nichts leuchten und nichts gelingen will?), kehrt das Herz zu dieser Erinnerung zurück.

So ähnlich mag es den Jüngern unsres Herrn Jesu Christi ergangen sein, die er mit hinaufgeführt hat auf diesen Berg Tabor, welcher der Berg seiner Verklärung werden sollte. Unvergesslich hat sich in ihrem Gedächtnis diese Stunde eingepägt – eine Stunde, da die ganze Welt unter ihren Füßen versunken ist. Wir werden, was sie darüber erzählen, nicht mit gewöhnlichen Maßstäben messen dürfen. Es ist ein Geheimnis um diesen Berg der Verklärung, das höher ist denn alle Vernunft. Nicht umsonst hat der Herr seinen Jüngern zunächst verboten, von dem zu erzählen, was sie auf diesem Berge geschaut und erlebt haben: Sprecht nicht darüber! Keiner wird es verstehen, der nicht als Augenzeuge zugegen war. Was da oben auf diesem Berge geschehen ist, hat keinen Raum und Platz mehr in dem, was sonst auf Erden geschieht an Gewöhnlichem und Ungewöhnlichem. Eine andre Welt hat hier von oben her, vom Himmel her, gleichsam die Erde berührt. Die himmlische Welt, die unsrem der Erde, dem Sichtbaren verhafteten Auge verborgen ist, hat sich aufgetan. Gott selbst mit seiner Herrlichkeit war nahe auf diesem Berge, und Er hat sich zu diesem Jesus als zu seinem Sohn bekannt – feierlich, spürbar und wunderbar, damit wir es wissen sollen: Dieser Jesus ist nicht „von unten her,“ sondern „von oben her.“ Sein Ursprung und seine Heimat, sein Ausgang und sein Ziel liegt nicht in dieser Erdenwelt, wo unsre Wiege steht und unser Grab geschaufelt wird. Er ist der Sohn – „Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott, wahrhaftiges Licht vom wahrhaftigen Licht,“ wie ein altes Bekenntnis der Kirche sagt. Des zum Zeichen steht dieser Berg Tabor im Evangelium, Berg der Verklärung des Königs aller Könige vor den Augen seiner erwählten Zeugen!

Es ist eine große und heilige Stunde, wenn wir auf unsrer Wanderung über die Berge der Bibel an den Fuß dieses Berges kommen. Hier werden und dürfen wir noch Größeres schauen, als wir bisher auf den Bergen Gottes erlebt haben. Gewiss sind sie alle groß und heilig, mächtig und herrlich, diese Berge Gottes – dieser Ararat, an den die Hand Gottes die Arche steuert, dieser Morija, auf dem der Engel Gottes dem Abraham in den Arm fällt, dieser Sinai, auf dem das Gesetz Gottes ausgerufen wird mit Blitz und Donner und gellender Posaune, dieser Nebo, auf dem Mose das Land Gottes von der Ferne schaut, dieser Karmel, wo das Feuer Gottes vom Himmel fällt. Aber dieser Berg, der Berg der Verklärung, ist mehr denn sie alle. Denn hier steht der Sohn Gottes, ganz und gar durchleuchtet, auswendig und inwendig, von Gottes Glanz, in makelloser Reinheit, in strahlender Majestät. „Wir sahen seine Herrlichkeit“ – so wird Johannes später im Rückblick auf diese Stunde schreiben, – „eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1,14).

Wir – das sind zunächst einmal jene drei, denen sich der Gottessohn während seines Erdenwandels besonders verbunden wusste, Petrus, Jakobus und Johannes. Wir finden sie wieder im Hause des Jairus, als Jesus das entschlafene Mägdlein mit den Worten „Talitha kumi“ auferweckt, und hernach im Garten von Gethsemane als Zeugen seines Zittern und Zagens, seiner tiefsten Seelenangst. „Nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich Petrus und Jakob und Johannes, seinen Bruder, und führte sie auf einen hohen Berg.“ Was geht voraus? Zum ersten mal hat Jesus klar und unverhüllt von seinem Leiden gesprochen (Matth. 16,21). Ohne sich durch den leidenschaftlichen Einspruch des Petrus beirren zu lassen, hat er den Weg nach Jerusalem unter die Füße genommen, bereit, den Weg des Gehorsams zu gehen, sich binden und töten zu lassen. Er weiß (und der Einspruch des Petrus hat es vollends deutlich gemacht): Dieser Leidens- und Todesweg schlägt allen messianischen Erwartungen seiner Jünger ins

Gesicht. Er bedeutet für sie ein schweres Rätsel, eine furchtbare Anfechtung! Jesus kann ihnen diesen Anstoß nicht ersparen, so wenig er sich selbst das Kreuz erspart. Aber gibt es nicht einen Weg, um ihren Glauben vor dem Zerschellen zu bewahren? Kann es nicht doch verhindert werden, dass kein einziger mehr auf Erden an ihn glaubt, wenn er leidend und sterbend seinen Lauf vollendet? Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir in dieser Sorge Jesu um den Glauben seiner Jünger zumindest einen Grund dafür erblicken, dass er noch einmal seine verborgene Herrlichkeit enthüllt vor ihren Augen, strahlend und wunderbar, ehe er am Kreuz der „Allerverachtetste“ geworden ist.

Er führt sie „beiseits,“ so hören wir, „auf einen hohen Berg.“ Abseits von den belebten Straßen, fernab vom Gewühl der Menschen soll diese Manifestation seiner Herrlichkeit geschehen. Keine menschlichen Zeugen und Zuschauer, nur die „vorerwählten Zeugen“ sollen dieses Anblicks gewürdigt werden. Das hat seinen guten Grund: Der Sohn Gottes hat – nach einem Wort des Matthias Claudius – die „Uniform des menschlichen Elends“ angezogen, er hat sich „in unser armes Fleisch und Blut verkleidet“ (Luther). Das bedeutet eine tiefe Verhüllung seiner Sohnherrlichkeit. Verborgenen hat sich seine göttliche Gestalt unter unsrer menschlichen Gestalt, und sie soll sich nun in seinem Leiden und Sterben erst recht bis zur Unkenntlichkeit verbergen. In Niedrigkeit, in „Knechtsgestalt“ (Phil. 2,7) ist er gekommen, uns zu dienen, zu versöhnen und zu retten. Mit diesem Beruf des „Gottesknechts“ verträgt sich keine öffentliche Schaustellung seiner Herrlichkeit. Deshalb findet die Verklärung im engsten Jüngerkreis auf dem Gipfel des Berges statt. Dass sie geschieht, bedeutet für die drei, die zu Zeugen erkoren sind, eine Überraschung, mit der sie offensichtlich in keiner Weise gerechnet haben. Wir können uns gut vorstellen, wie sie zunächst von der weit geöffneten Aussicht da oben gefesselt sind. Sie überblicken das Land, das zu ihren Füßen liegt. Da unten der silberne Streifen des Jordans, in der Ferne die zarten Gipfel des Hermon, am Horizont die Küste, der Saum des Meeres, und über dem Schauen vergessen sie ganz auf ihren Meister zu achten. Da, wie sie sich umwenden – welch ein Bild! Was für eine Verwandlung ist mit der Gestalt Jesu vorgegangen! Seine ganze Erscheinung ist in ein helles, überirdisches Licht getaucht. Sein Antlitz leuchtet wie die Sonne, seine Kleider schimmern weiß „wie ein Licht.“¹ Wie müssen wir das verstehen? Nun, wir werden diesen Vorgang nicht erklären und zerreden wollen. Aber vielleicht mag uns ein Gleichnis eine Hilfe zum Verständnis geben: Früh am Morgen siehst du vielleicht am hohen Himmel eine Wolke ziehen. Sie ist grau und unscheinbar wie die andern. Es ist nichts Besonderes an ihr zu entdecken. Aber da geht hinter den Bergen die Sonne auf. Noch ist sie selbst unsichtbar, aber ihre Strahlen treffen die Wolke, und siehe, sie fängt an zu leuchten! Sie färbt sich und beginnt zu glühen wie roter Purpur und strahlendes Gold. Ganz ähnlich ist der Vorgang bei dieser „Verklärung“ Gott selbst naht in seiner Herrlichkeit. Es ist, als würde die Gestalt Jesu von dieser Herrlichkeit angestrahlt, durchleuchtet inwendig und auswendig. Auf seinem Antlitz liegt der Widerschein der Klarheit Gottes. Die Jünger können sich nicht sattsehen an diesem Anblick, und „siehe, da erschienen ihm Mose und Elia, die redeten mit ihm.“ Jesus ist plötzlich nicht mehr allein, die beiden mächtigsten Boten, die Gott seinem Volk im Alten Bund gesandt hat, sind an seiner Seite, Mose, den der Herr begrub, und Elia, der im Wetter gen Himmel fuhr. Wir können nur ahnen, worüber sie mit dem, der mehr ist als alle Propheten, geredet haben – über den Weg, der vor ihm liegt, über seinen heiligen Opfergang ans Kreuz? Vielleicht ist es vermessen, wenn wir uns mit unsren menschlichen Gedanken

1 Vgl. die besonders anschauliche Schilderung bei Markus: „Seine Kleider wurden hell und sehr weiß wie der Schnee, dass sie kein Färber auf Erden kann so weiß machen.“

überhaupt in das Geheimnis dieser heiligen Zwiesprache eindringen wollen. Den Jüngern bleibt auch keine Zeit, darüber nachzudenken oder das Gespräch der Gesandten Gottes zu belauschen: Gott selbst naht in seiner Herrlichkeit!

Petrus, der Erde schon ganz entrückt, spricht: Hier ist gut sein! Er macht den Vorschlag, drei Hütten zu bauen, als wollte er nicht mehr zurückkehren von dieser offenen Pforte des Himmels auf die arme Erde, auf der so viel geweint, gesündigt und gehasst, gelitten und gestorben wird. Aber er hat noch nicht ausgedeutet, da überschattet eine „lichte Wolke“ – nicht die dunkle drohende Wolke, der wir auf dem Sinai begegnet sind – eine lichte Wolke, das Zeichen von Gottes gnadenvoller Gegenwart! Und siehe (es ist, als ob sich ein Vorhang nach dem andern zerteilte), eine Stimme lässt sich vernehmen aus der Wolke: „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem Ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören!“ Der Sohn empfängt, wie einst schon bei der Taufe durch Johannes, mit dieser „Stimme“ das Zeugnis des Vaters: Er ist der Eine, an dem Gott ein ganzes, ungetrübtes Wohlgefallen hat, von Ewigkeit her und jetzt erst recht, da er sich anschickt, den Gehorsamsweg ins Leiden zu gehen. Zu dem Zeugnis tritt der Befehl, auf ihn, diesen geliebten Sohn des Vaters, zu hören, so gewiss Gott selbst durch ihn zu der Menschheit redet. Erschrocken fallen die Jünger auf ihr Angesicht, als sich diese Stimme vernehmen lässt. Überwältigt von der unmittelbaren Gottesgegenwart wagen sie nicht mehr aufzublicken. Bis sie Jesus anrührt und zu ihnen spricht: „Stehet auf und fürchtet euch nicht!“ Da sie aber ihre Augen aufheben, sahen sie niemand als Jesum allein. Wo sind die beiden Gottesboten? Wo ist die Stimme, wo ist die Wolke? Wo ist der Glanz auf seinem Angesicht? Es ist alles wie zuvor. Verwirrt und bestürzt, als wären sie aus einem seligen Traum erwacht, treten sie den Rückweg an. Was für ein wunderbares Erlebnis, diese Stunde der Verklärung da oben auf dem Berge! Es verträgt eigentlich das Reden nicht, ja, Jesus selbst verbietet ihnen ausdrücklich, davon zu sprechen, noch nicht einmal vor den andern Jüngern, die sie am Fuße des Berges zurückgelassen haben. Erst nach seiner Auferstehung sollen sie dieser Stunde sich erinnern, nachdem er den neuen, verklärten Leib von Gott empfing. Denn was sich hier vor ihren Augen und Ohren ereignet hat, war im Grunde nichts anderes als ein erstes Aufleuchten der Herrlichkeit, die dem Gottesknecht nach seiner Auferweckung durch Gott zuteil geworden ist. Durch Leiden des Todes vollendet, dann aber mit Preis und Ehre gekrönt – das ist der Weg, der ihm von Gott gewiesen ist. Des zum Zeichen und Unterpfand diese erste, vorläufige Verklärung auf dem Tabor! Von hier aus wird deutlich, dass es bei alledem nicht nur um eine Glaubensstärkung der Jünger ging. Auch für ihn selbst, den Sohn, der sich nun hindurch glauben muss durch das dunkle Leidens- und Todestal bis hin zur völligen Gottverlassenheit, ist es eine Stärkung seines Glaubens: Das Ende der Wege Gottes mit dir ist Herrlichkeit. Wir aber, die Zeugen aus zweiter Hand, mögen auf diesem Berg deutlicher als irgendwo erkennen, warum wir von diesem Jesus nicht lassen können.

1. Auf seinem Antlitz liegt die Herrlichkeit Gottes.

Herrlichkeit ist das Wort, welches die Bibel verwendet, wenn sie uns einen Eindruck geben will von dem majestätischen Lichtglanz, der den Thron Gottes umgibt. Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit – so schließt unser tägliches Gebet. Wir glauben von dieser Herrlichkeit Gottes zuweilen etwas zu ahnen, wenn wir auf einem hohen Gipfel stehen und ringsum die Firne leuchten, wenn wir einen Schmetterlingsflügel unter dem Mikroskop betrachten, ein blühendes Tulpenfeld bewundern oder in ein paar große

Kinderaugen blicken, die noch ein Leid verdunkelt hat. Aber das alles vermittelt uns nur eine ferne Ahnung von dem, was Herrlichkeit Gottes ist. Wir greifen den Saum seines Gewandes, während Er selbst, der in einem Licht wohnt, da niemand zukann, verborgen bleibt. Hier aber, auf diesem Berge der Verklärung, steht der Eine, in dem Gottes Herrlichkeit wirklich unter den Menschen erschienen ist. Er ist der Sohn, mehr als alle Kreaturen vom höchsten Engel bis zum kleinsten Sonnenstäublein, das Ebenbild des Vaters, der Abglanz seiner Herrlichkeit (Hebr. 1,3)¹. Er darf von sich sagen: Wer mich sieht, der sieht den Vater. Nun sind wir freilich nicht in der glücklichen Lage, dass wir Jesus selbst wie die ersten Jünger mit unsren Augen sehen und ihn lebhaftig in unsrer Mitte haben. Mancher mag sie darum beneiden. Aber die Evangelien malen uns sein Bild vor unser inwendiges Auge, ein Bild, das schon ganz aus dem Glauben, aus dem Heiligen Geist gestaltet ist. Es ist das Bild eines Menschen, ganz gewiss, von keiner träumenden Phantasie vergoldet. Die Berichte der ersten Zeugen verschweigen nichts von seiner Niedrigkeit. Aber nun geschieht das Wunderbare, dass uns Gott selbst durch seinen Heiligen Geist die Augen öffnet, so dass wir erkennen: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn! Mit diesem Wunder hat Jesus selbst gerechnet, darauf hat er gebaut und vertraut im Blick auf die Frage, ob er auch unter uns blinden Menschen Glauben finden werde: „Wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten, derselbe wird mich verklären“ (Joh. 16,13f.). Wo immer dieser Geist sein Werk tut, da hat uns Gottes Hand gleichsam auf den Berg der Verklärung hinaufgeführt. Da kommen wir, wie Paulus sagt, „zu der Erkenntnis von der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi“ (2. Kor. 4,6). Es wird wohl so sein, dass wir diese Herrlichkeit nicht von Anfang an und auch nicht immer mit derselben Deutlichkeit auf dem Antlitz Jesu leuchten sehen. Unsre Vernunft ist dafür völlig blind. Die Geringschätzung Jesu durch die Welt, in der wir leben müssen, nicht zuletzt der leidige Satan, bemühen sich mit spürbarem Erfolg, uns diese Herrlichkeit immer wieder zu verdunkeln. Ja, der Herr selbst kann sich uns eine Zeit lang entziehen und verbergen, dass wir uns ganz von ihm verlassen dünken. Für solche Zeiten gibt es nur einen Rat: Halte dich um so treuer an sein Wort, lass nicht ab, auf ihn zu hören! Bedenke, dass gerade dies, auf Jesus hören, auf diesem Berg der Verklärung ausdrücklich befohlen wird. Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören! Den, diesen Jesus, zuerst und vor allen andern! Denn Er ist der „treue und wahrhaftige Zeuge Gottes“ (Offb. 3,14).

2. Er empfängt das Zeugnis seines Vaters.

Haben sie einen Zeugen? So fragt wohl der Richter den Angeklagten, der – in falschen Verdacht geraten – seine Unschuld beteuert. Kann er einen namhaften, glaubwürdigen Zeugen beibringen, der seine Darstellung des Sachverhalts bestätigt, so wird die Anklage an diesem „Zeugnis“ zusammenbrechen. Jesus von Nazareth steht unter der Anklage, sich zu Unrecht als den Sohn Gottes bezeichnet zu haben. Sein Anspruch, der „Christus“ zu sein, ist als Gotteslästerung verdächtigt worden. Unter dem Druck dieser Anklage ist er zum Tod verurteilt worden. Ob zu Recht oder Unrecht, lässt sich nicht mit Gründen der Vernunft entscheiden. Es ist eine Glaubensfrage. Aber es ist nicht unwichtig zu sehen, dass dieser Jesus von Nazareth einen Zeugen hat. Nicht nur ein Mensch, wie z. B. der Täufer Johannes – Gott selbst zeugt und verbürgt sich für ihn. Gleich zu Beginn seiner Wirksamkeit, bei der Jordantaufe, und dann zum andern mal hier am

1 An der zitierten Stelle (Hebr. 1,3) liegt das Bild vom „Abdruck“ zugrunde, das der Prägstock auf einer Münze hinterlässt. Es besteht eine genaue Entsprechung zwischen dem Vater und dem Sohn.

Wendepunkt seiner Wirksamkeit, ehe die Passion im eigentlichen Sinn beginnt, empfängt er das Zeugnis des Vaters: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Ein solches Zeugnis ist keinem andern jemals ausgestellt worden in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts, soviel große und herrliche Namen sie auch zu verzeichnen hat. Dieses Zeugnis ist einmalig und einzigartig. Nicht in dem Sinn, dass es auf diese „Stimme vom Himmel“ beschränkt wäre. Wir denken daran, wie Jesus die „Werke,“ die seine Verkündigung begleiten, als ein fortlaufendes Zeugnis des Vaters für den Sohn verstehen lehrte (Joh. 5,36). Und wir verweisen auf das letzte und herrlichste Zeugnis, das ihm vom Vater ausgestellt wurde: Die Auferweckung am Ostermorgen. Hier hat Gott gleichsam Fraktur geredet! Insofern steht dieses Zeugnis auf dem Berg der Verklärung durchaus nicht allein. Aber nur Einer, ein Einziger ist es, der solches Zeugnis empfängt, damals und heute, eben dieser Jesus von Nazareth. Auf ihm ruht Gottes Wohlgefallen, weil er den Vater durch einen bruchlosen, völligen Gehorsam ehrte und von keiner Sünde wusste. Allein um seinetwillen werden wir, die wir Gottes Missfallen, Zorn und Ungnade verdient haben, Gegenstand göttlichen Wohlgefallens (Luk. 2,14). Mit der ganzen Wucht eines göttlichen Befehls ist uns geboten, auf ihn zu hören. Denn durch sein Wort will Gott selbst zu uns reden, in ihm will er sich der Welt enthüllen und bekanntmachen, in ihm ganz allein. Wir werden gut tun, uns über diesen ausdrücklichen Befehl nicht so leichten Herzens hinwegzusetzen, als ob wir darüber befinden könnten, was zu hören für uns interessant, wichtig und heilsam sei. Der lebendige Gott ist jedenfalls daran interessiert, dass wir auf Jesus hören. Er will uns damit gewiss keine Last auflegen. Er will uns einen Weg zeigen, wie wir mit unsrem Leben und Denken unter das Regiment der Wahrheit kommen. Gott sei Dank, wir sind nicht auf unsre menschlichen Gedanken und Spekulationen angewiesen, die alle in einem mehr oder weniger geistreichen Monolog stecken bleiben. Wir dürfen hören – jeden Tag. Und nicht genug damit, dass wir aus Jesu Mund Worte des ewigen Lebens empfangen. Wer auf ihn hört, soll und wird dieses Leben selbst empfangen. Denn

3. Er macht uns zu Miterben seiner Herrlichkeit.

Wäre es anders, so müssten wir von dieser Geschichte mit einer schmerzlichen Wehmut Abschied nehmen. Was hülfte es uns, auf diesem Berg der Verklärung einen Eindruck von der Herrlichkeit Jesu zu empfangen? Wir können ja so wenig wie die ersten Jünger auf diesem Berg verweilen, unsre Hütten bauen. Wir müssen zurück in den kargen Raum der oft so zermürbenden Pflicht, zurück in das „Tal des Weinens,“ wie die Bibel doch nicht ganz zu Unrecht diese Erde nennt (Psalm 84,7), zurück in die Hast und Hetze, in den Lärm und das Gewühl der Welt, in die dunkle Schlucht der Sorgen, vielleicht auch in irgendeine Leidenstiefe voll Todesschatten. Wird es uns nicht doppelt schwerfallen, in dieser Luft zu leben, in dieser Tiefe zu atmen, wenn wir auf diesem Berge gestanden sind und nun nichts andres übrigblieb als herabzusteigen? Auf diese Frage muss man mit Ja und Nein antworten. Ja, sofern wir nun in der Tat den Kontrast zwischen dieser gottfernen Welt und der himmlischen Welt doppelt schmerzlich empfinden. Nein, sofern diese Verklärung Christi unser eignes Leben in das Licht einer großen Hoffnung rückt. Sie ist nicht nur eine leuchtende Episode, die ihre Zeit und Stunde hat und dann wieder abgelöst und verdrängt wird von der notvollen Gegenwart. „Vater, ich will, dass wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast, dass sie meine Herrlichkeit sehen“ (Joh. 17,24). Dieses Gebet Jesu – das einzige, in dem er mit einem „Ich will“ vor den Vater tritt – wendet unsre Gedanken von der Vergangenheit der Zukunft zu. Wir sollen ihn sehen,

wie er ist, und das nicht nur von ferne, aus einer unüberbrückbaren Distanz, sondern so, dass uns Gott selbst wunderbar in sein Bild verklärt mit Einschluss unsres „nichtigen Leibes, dass er ähnlich werde seinem verklärten Leibe“ (Phil. 3,20). Insofern ist diese Geschichte von der Verklärung Christi eine strahlende Verheißung an alle, die ihn liebhaben unverrückt. Sie ist ein erstes Aufleuchten der Herrlichkeit, die an den Kindern Gottes geoffenbart werden soll (Röm. 8,17). Was hat es schon zu bedeuten, wenn wir jetzt „eine kleine Zeit“ mit ihm leiden, wenn anders wir zu solcher Herrlichkeit mit ihm erhoben werden? Es ist dies alles nur ein Tunnel, durch den es hindurchgeht in rascher Fahrt. Schneller, als wir es je gedacht, wird diese Fahrt zu Ende sein. Dann wird uns das Licht umleuchten, das auf jenem Berge die Gestalt Jesu verklärt und durchleuchtet hat.

Wir werden bei ihm erben
die herrlich Kron' und Freud',
Sieg und Triumph erwerben
durch ihn in Ewigkeit!

VIII.

Golgatha

Der Berg der Versöhnung.

Lukas 23,26ff.

Und als Sie ihn hinführten, ergriffen sie einen, Simon von Kyrene, der kam vom Felde, und legten das Kreuz auf ihn, dass er's Jesu nachtrüge. Es wurden aber auch hingeführt zwei andere Übeltäter, dass sie mit ihm abgeurteilt würden.

Und als sie kamen an die Stätte, die da heißt Schädelstätte, kreuzigten sie ihn daselbst und die Übeltäter mit ihm, einen zur Rechten und einen zur Linken. Jesus aber sprach: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun. Und sie teilten seine Kleider und warfen das Los darum. Und das Volk stand und sah zu. Und die Obersten samt ihnen spotteten sein und sprachen: Er hat andern geholfen; er helfe sich selber, ist er Christus, der Auserwählte Gottes. Es verspotteten ihn auch die Kriegsknechte, traten zu ihm und brachten ihm Essig und sprachen: Bist du der Juden König, so hilf dir selber! Es war aber auch oben über ihm geschrieben die Überschrift in griechischen und lateinischen und hebräischen Buchstaben: Dies ist der Juden König.

Aber der Übeltäter einer, die da gehenkt waren, lästerte ihn und sprach: Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns! Da antwortete der andre und sprach: Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist? Und wir zwar sind billig darin, denn wir empfangen, was unsre Taten wert sind; dieser aber hat nichts Ungeschicktes getan. Und er sprach zu Jesu: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst! Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.

Und es war um die sechste Stunde, und es ward eine Finsternis über das ganze Land bis an die neunte Stunde, und die Sonne verlor ihren Schein und der Vorhang des Tempels riss mitten entzwei. Und Jesus rief laut und sprach: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Und als er das gesagt, verschied er. Da aber der Hauptmann sah, was da geschah, pries er Gott und sprach: Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen! Und alles Volk, das dabei war und zusah, da sie sahen, was geschah, schlugen sich an ihre Brust und wandten wieder um.

Man kann sich fragen, ob es recht und sinnvoll ist, diesen Bericht überhaupt in eine Betrachtung über die Berge der Bibel einzureihen. Was hier erzählt wird, spielt sich ja – geographisch gesehen – nicht auf einem „Berge“ ab. Gulgatha, zu deutsch Schädelstätte, heißt der Ort, auf dem das Kreuz des Erlösers errichtet wird. Offenbar handelt es sich um einen kahlen Hügel, der in seiner ganzen Form an einen

Totenschädel erinnern mochte. Aber auch dies ist nicht gesichert. Es mag wohl sein, dass die Stätte deshalb ihren seltsamen Namen trägt, weil es sich um einen auch sonst benutzten Platz für Hinrichtungen handelt, an dem die Schädel und Gebeine der Verurteilten, denen ein ehrliches Begräbnis verweigert wurde, herumlagen, und von ihrem Ende mit Schrecken berichtet haben. Dazu kommt, dass uns dieser Bericht ja durchaus nicht auf einen lichten Gipfel, eine ragende Höhe führt. Er führt uns in die Tiefe, in eine geradezu schauerliche Tiefe des Leidens und der Qual. Ja man kann sagen, dass wir uns bei diesem Bericht von der Hinrichtung Christi gleichsam an der tiefsten Stelle der ganzen Welt befinden, was die Tiefe des Leidens und das Ausmaß der Verachtung anbelangt. Er hat gelitten, wie keiner litt. Er ist an diesem Fluchholz der „Allerverachtetste und Unwerteste“ geworden (Jes. 53,3). Dennoch können wir bei unsrer Wanderung, die uns die Berge der Bibel entlangführt, an diesem Hügel keinesfalls vorübergehen. Denn was die „Hilfe“ betrifft, die uns von diesen Bergen kommt, nimmt dieser Hügel Golgatha die erste und wichtigste Stelle ein. An dieser Schädelstätte hat Gott das Kreuz als Zeichen der Versöhnung aufgerichtet. Hier ist der Ort, an dem Er allen Menschen die Hand zu Frieden bietet. „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5,19f.). So wenig einladend der Anblick dieser „Schädelstätte“ zunächst erscheint, so geht doch von diesem Ort die Einladung Gottes aus an alle Menschen, sich mit Ihm versöhnen zu lassen, mit Ihm Frieden zu machen. Und wenn wir unsre Augen aufheben zu dem, der an diesem Kreuz hängt, und stirbt, so sehen wir nicht nur eine Tiefe des Leidens, sondern auch eine Größe des Erbarmens, die ebenso einmalig wie unermesslich ist. Weit, weit sind seine Arme ausgespannt. Es ist, als ob er alle Mühseligen und Beladenen zu sich rief und an diesem Kreuz die Schuld und den Jammer der ganzen Welt umfassen wollte. Wie könnten wir an dieser Stätte achtlos vorübergehen? Sie haben uns gewiss alle unendlich viel zu sagen, diese Berge der Bibel, aber auf diesem Hügel ist unsre Rettung, unser ewiges Heil entschieden worden.

Vermutlich haben wir diesen Satz oder ähnliches schon oft gehört. Dass Jesus Christus für unsre und aller Welt Sünde gestorben ist, dass er uns durch seinen Gehorsam bis zum Tod am Kreuz Gerechtigkeit, Heil und Frieden erworben hat, gehört zu jenen „Grundwahrheiten des Christentums,“ die uns vertraut sind von Jugend auf. Wir haben uns daran gewöhnt, dies mit einer gewissen Selbstverständlichkeit hinzunehmen. Besteht nicht die Gefahr, dass aus seinem Kreuzestod unter uns eine dogmatische Formel wird, durch die kein Mensch mehr im Innersten bewegt und erschüttert wird? Wir verbergen uns, dass dieses Kreuz auf Golgatha alles andere als die Demonstration einer allgemeinen Wahrheit ist. Es ist ein Leidens- und Todeskampf von erschütternder Realität. Wer meint, dass der Ausgang dieses Kampfes von vornherein feststand und entschieden war, irrt ganz gewaltig. Die Passion Christi ist, so wenig wie seine Versuchung in der Wüste, ein Scheingefecht. Wenn wir dem Bericht des Lukas folgen, so erblicken wir um dieses Kreuz her eine furchtbare, unheimliche Finsternis. Wir sehen, wie Jesus, „der Juden König,“ verhöhnt und geschändet zwischen Himmel und Erde hängt, mit Schmerzen beladen, von Jüngern verlassen, von der Menge der Zuschauer begafft und verhöhnt, von dem Schächer gelästert, ja von Gott selbst preisgegeben in das äußerste Verderben. Dass er in dieser Finsternis das Licht bleibt (getreu seinem Wort „Ich bin das Licht der Welt“), das alle Finsternis durchbricht, ist nichts weniger als selbstverständlich. Das ist die Frucht eines Ringens, dessen Schwere wir nur von ferne ahnen. Dafür wurde der schwerste und höchste Preis bezahlt. Hindurchgelaubt, hindurchgeliebt, hindurchgerungen hat sich dieser Mann am Kreuz mitten durch all diese Finsternis. So geschieht das Wunderbare, dass die Christenheit über diesem Kreuz Gott

preisen darf. Lasst uns hinauswandern nach Golgatha, damit unsre stumpfen Herzen von dem, was hier geschieht, ernstlich bewegt und ergriffen werden!

„Und als sie ihn hinführten“ – so beginnt unser Bericht. Die Verurteilung Jesu zum Tod am Kreuz ist bereits erfolgt. Die Würfel sind gefallen, und es bleibt nur noch übrig, das schreckliche Urteil zu vollstrecken. Inmitten zweier Übeltäter – es mag sich um Banditen oder politische Rebellen handeln – wird er abgeführt, gefolgt von jenem Simon, der gezwungen wird, sein Kreuz zu tragen, damit für alle Zeiten sichtbar würde, dass in der Spur Jesu gehen und bleiben nichts weniger bedeutet als dies: Sein Kreuz übernehmen und ihm nachtragen (Matth. 16,24). Noch haben wir die unbeschreibliche Hoheit und Herrlichkeit vor Augen, welche die Gestalt Jesu auf dem Berg der Verklärung umleuchtet hat. Welch ein Absturz, was für ein Kontrast! Man kann es kaum fassen, dass es derselbe ist, den Gott dort auf dem Tabor so wunderbar verklärt hat und der nun, verfemt und verworfen, zum schimpflichsten, schrecklichsten Tod der Erde verurteilt, hinausgeführt wird aus Jerusalem zur Hinrichtung. Er (der Einzige!), der von keiner Sünde wusste, geschweige denn je eine Sünde tat und auch nur einen Finger breit vom Weg des Gehorsams wich, wird abgeurteilt, zum Verbrecher gestempelt. Und das Allerseltsamste: Er lehnt sich nicht dagegen auf. Er klagt niemand an noch beklagt er sich selbst. Er scheint mit dem Weg, den er geführt wird, völlig einig zu sein. Wer meint, er sei das wehrlose Opfer eines tragischen Justizmords, verkennt völlig, was hier geschieht. Jesus will sterben, dieser Gang ans Kreuz ist seine Tat. Warum will er's? Antwort: Weil es der Vater will, dass er sein Leben zum Sühn- und Schuldopfer gebe und seinen Lauf leidend und sterbend vollende.

„Und als sie kamen an die Stätte, die da heißt Schädelstätte, kreuzigten sie ihn daselbst und die Übeltäter mit ihm, einen zur Rechten und einen zur Linken.“ Ermessen wir, was das heißt, wenn wir in irgendeiner Kirche oder an einer Wegrain ein Kruzifix erblicken? Haben wir überhaupt noch ein Auge, ein Ohr und ein Herz dafür, was dieses Wort umschließt an Qual und Schmerz, an Schmach und Schande, an Fluch und Bitterkeit: Sie kreuzigten ihn?! Verflucht ist, wer am Holze hängt! Nicht nur in den Augen der Menschen, sondern auch in Gottes Augen hat sein Lebensrecht verwirkt, wer immer an dieses Holz genagelt wird. Das gibt dieser Art der Hinrichtung ihre besondere Bitterkeit. Gewiss: Jesus hat schon immer gelitten, beginnt doch – recht verstanden – seine Passion schon bei der Geburt in der elenden Krippe, als ihm die Welt die Herberge verweigert hat. Gelitten hat er unter dem Unverstand der Jünger und unter der Verblendung der Feinde, gelitten unter der Anfeindung des Satans von innen und von außen, gelitten unter Tränen um Jerusalem, das ihn verwarf, gelitten wie nie zuvor in der Nacht, da er in Gethsemane auf den Knien lag und mit dem Tode rang. Nun aber, an dieser Schädelstätte, bekommt das Leiden seinen tödlichen Ernst. Es ist, als ob ihm die Welt nicht mehr einen Fußbreit Erde gönnte. Er wird „erhöht,“ an zwei Pfähle geheftet. Öffentlich entehrt, gebrandmarkt als Aufrührer und Gotteslästerer, muss er zwischen zwei Verbrechern sterben. Der letzte Rest von Ehre wird ihm genommen: Seiner Kleider beraubt, gibt man den Verurteilten den gaffenden Blicken der Menge preis. Und seine (scheinbare!) Ohnmacht wird den Obersten Israels mitsamt dem Volk zum Anlass, seiner Leiden noch zu spotten: „Andern hat er geholfen, helfe er sich selber, ist er Christus, der Auserwählte Gottes!“ Da ist kein Mitleid, keine Teilnahme, kein Erbarmen, nichts als brutale zynische Verachtung. Nicht einen Schluck Wassers gönnen ihm die Söldner, die sein Kreuz bewachen, um jeden Versuch einer gewaltsamen Befreiung durch seine Anhänger zu vereiteln. „Sie brachten ihm Essig“ – das ist der blanke Hohn! Wahrlich eine Stätte des Leidens ist diese Schädelstätte. Alles, was wir Leiden nennen

und beseufzen, verblasst, so oft wir dieses Kreuz betrachten. Jesus hat den bittersten Kelch getrunken, und er hat ihn bis zur Neige geleert. Ihm blieb nichts, aber auch nichts erspart. „Christus hat gelitten für uns“ (1. Petr. 2,21), nicht nur so obenhin, sondern bitterlich. Er hat sich martern lassen „wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird.“ Hier ist kein Wort zu viel gesagt.

Vom Kreuzesbalken, der nun sein „Thron“ geworden ist, blickt er herab auf die Menge, die den Schauplatz der Hinrichtung umlagert. Er blickt auf die Spötter, die ihn höhnen und schmähen. Er blickt auf die Schergen, die an seinen durchbohrten Gliedern ihr grausames Handwerk verrichtet haben. Und er blickt darüber hinaus auf alle, die mitschuldig sind, dass er sterben muss – ach, es ist ein großes Heer, es umfasst (recht verstanden) das ganze Menschengeschlecht, weil und so gewiss sie alle gesündigt haben. Mit einem einzigen Blick umfasst er sie alle und spricht: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Mit andren Worten: Rechne es keinem zu, der mich verhöhnt und beleidigt, verurteilt und verworfen, gequält und gemartert hat. Was für ein Gebet! Nicht nur, dass sich der Herr am Kreuz jeder Drohung enthält, auf jede Rache verzichtet. Nicht nur, dass er seine Sache dem anheimstellt, der da recht richtet. Er tritt für seine Feinde und Mörder ein vor Gott und bittet für sie mit der letzten Kraft und Inbrunst seines Herzens: Vater, vergib! Ja, er bemüht sich noch, zu entschuldigen und zum Besten zu kehren, wo doch in Wahrheit nichts zu entschuldigen ist, und fügt hinzu: „Denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Wussten sie es wirklich nicht? Und wir, die wir so leichtfertig mit den Geboten Gottes umgehen, wissen wir es wirklich nicht, dass wir Ihm damit die Ehre rauben? O freilich! Es ist uns gesagt, was gut ist und was der Herr von uns fordert. Insofern haben wir keine Entschuldigung. Nicht anders steht es um die Nächstschuldigen: Wider besseres Wissen und Gewissen hat Pilatus (diesmal gerade kein Jude!) das Todesurteil verhängt und seine Vollstreckung angeordnet. Und wenn schon die Priesterschaft Israels in wachsender Verblendung diesen Jesus von sich stieß, wenn schon die Kriegsknechte auf dienstlichen Befehl gehandelt haben, so ist doch eben diese Verblendung, dieser blinde, stumpfe Gehorsam, der nicht nach Recht und Unrecht fragt, Schuld genug. Dennoch spricht Jesus: Sie wissen nicht, was sie tun, will sagen, sie wissen nicht, was für ein furchtbares Gewicht, welche schreckliche Tragweite ihr Handeln hat. In der Tat, das haben wir alle nicht gewusst, und das verbergen wir uns immer wieder, wenn wir mit der Sünde spielen. Was unsre Sünde anrichtet, wie schwer sie in Gottes Augen wiegt, das geht uns erst auf, wenn wir das Kreuz Jesu zu Gesicht bekommen. Dann erst erkennen wir, dass sie den Sohn Gottes das Leben kostet! Um dieser „Unwissenheit“ willen wagt er, das Erbarmen Gottes auf die Schuldigen herabzuflehen. Dieses „Vater, vergib“ ist alles andre als eine ohnmächtige Bitte. Seine Fürsprache hat rettende Macht. Er gewinnt das Recht und die Freiheit zu diesem Gebet, weil er selbst an unsre Stelle getreten ist, bereit und entschlossen, durch sein Sterben zu sühnen, was seine Feinde und Mörder, was uns und alle Welt vor Gott verklagt. Alle leben wir, ob wir es wissen oder nicht, von der rettenden Macht dieser Fürbitte. Und damit wir erkennen, wie groß und wunderbar die erlösende Kraft seines Opfers ist, tut Jesus am Kreuz ein letztes Zeichen. Er nimmt den armen, sterbenden „Schächer“ zu seiner Rechten in den Frieden Gottes auf.

Wir wissen nicht, was diesen namenlosen Häftling an den Pfahl der Schande brachte. Dunkel, aber gewiss randvoll Schuld ist seine Vergangenheit. Nicht umsonst verwehrt er dem trotzigem Gesellen und Schicksalsgefährten zur Linken, der auch jetzt noch aufbegehrt, seine lästerliche Rede mit den Worten: „Wir empfangen, was unsre Taten wert sind.“ Man sollte meinen, dass der Sohn Gottes an solch einen Ehrlosen, dessen

Leben in Fluch und Schande endet, kein Wort, keinen Blick verschwenden würde. Aber er sieht das Fünkeln Glauben in seiner Seele. Selbst schon ein Sterbender, bleibt er – bis zuletzt – seinem Beruf treu, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Voll Erbarmen wendet er dem Schächer sein Antlitz zu und spricht: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“ Das Paradies ist der Ort, wo nach der Hoffnung Israels die Gerechten die Auferstehung der Toten erwarten dürfen. Das heißt also: Aus dem Übeltäter ist ein Gerechter geworden. Er darf im Frieden mit Gott sterben. Wenn das nicht Gnade ist! Es ist freilich keine billige Gnade, sie ist teuer erkaufte. Dieser Freispruch des Verdammten ist nur dadurch möglich, dass der Sohn Gottes selbst das Paradies mit der Hölle der Passion vertauscht. Damit ist die Rechnung des Schächers – unser aller Rechnung – vor Gott beglichen worden. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten. Nun tut sich das verschlossene Tor des Paradieses auf.

Nach diesem Wort Jesu an den Schächer, den er wie eine erste Siegesbeute mit sich führen will, setzt nach dem Bericht des Lukas eine große, furchtbare Stille ein. Von den sieben Worten Jesu am Kreuz bringt dieser Evangelist nur noch sein letztes Sterbegebet. Im übrigen schweigt der Herr. Er leidet schweigend, von der sechsten bis zur neunten Stunde. Wir hören, wie sich der Himmel verdüstert und eine wachsende Finsternis das Kreuz umhüllt. „Die Sonne verlor ihren Schein,“ zum Zeichen, dass dieses Sterben die ganze Schöpfung, Himmel und Erde bewegt. Wie sollte sie nicht klagen und trauern, wenn der Fürst des Lebens in den Tod sinkt, durch den alle Dinge geschaffen sind? Was geht vor in dieser Finsternis? Kein Menschenmund vermag es auszusagen. Nur ein seltsames Zeichen ist uns gegeben, an dem wir erkennen mögen, dass dieses schuldlose Leiden und Sterben des Gerechten nicht vergeblich ist: Der Vorhang im Tempel zerreißt! Es ist der Vorhang, der das Heiligtum von dem Allerheiligsten geschieden hat. Nur einmal im Jahr hat ihn der Hohepriester durchschritten am großen Versöhnungstag. Im übrigen hat er jeden Besucher des Tempels daran erinnert, dass kein Sünder Zutritt hat zu dem „Heiligen in Israel.“ Was will's bedeuten, dass nun dieser Vorhang von unsichtbarer Hand erfasst und zerrissen wird? „Das Zeichen hat eine zweifache Bedeutung; es weissagt Gericht über das Heiligtum Israels und Gnade für die, denen Jesu Sterben gilt“ (Adolf Schlatter). Der Tempel verliert seine Heiligkeit und wird von Gott entweiht. Zugleich aber fällt die Schranke, die das Gesetz zwischen Gott und den Sündern aufgerichtet hat. Sterbend hat uns Jesus der „große Hohepriester“, einen offenen Zugang zu Gott bereitet, so dass wir „die Freudigkeit haben zum Eingang in das Heiligtum“ (Hebr. 10,19). An diesem Zeichen wird deutlich: Sein Leiden und Sterben geschieht nicht um seinetwillen, sondern ganz und gar um unsretwillen. Es hat einen stellvertretenden Sinn und eine sühnende Kraft.

„Und Jesus rief laut und sprach: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.“ Das ist das Letzte, was uns der Bericht des Lukas über das Ende Jesu sagt. Wie ihn der Tod umfängt, eh ihm die Sinne schwinden und das Herz zerbricht, wendet er den Blick zum „Vater“ und befiehlt seinen Geist sterbend in seine Hand. Es ist ein Schriftwort (Psalm 81,6), zu dem der Herr am Kreuz seine Zuflucht nimmt. Mit den Worten der Schrift hat er sich zur Wehr gesetzt, als ihn der Teufel hart versuchte in der Wüste. Mit einem Gebetswort der Schrift beschließt er seinen Lauf. Wir sollten es nicht anders halten, wenn die Stunde kommt, da wir selbst nicht mehr beten können. Es ist ein großer Gewinn, dass uns Lukas im Unterschied zu den andern Evangelien, die nur von einem letzten „Schrei“ des Gekreuzigten erzählen, dieses Sterbegebet Jesu überliefert hat. Wir ersehen daraus, dass er – mitten in der Qual, mitten in der unheimlichen Finsternis – dennoch im Frieden Gottes stirbt. Versunken ist die Welt mit allem, was sie an ihm

gefrevelt hat, nicht anders, wie sie hinter uns versinkt, wenn es zum Sterben geht. Das letzte Wort, der letzte Aufblick Jesu gilt dem Vater allein, von dem, durch den und zu dem alle Dinge sind. In seine Hand legt er seinen Geist, weil er in dieser Hand wohl geborgen ist. Mag das Bewusstsein schwinden – Gottes Hand umfängt ihn, das ist genug. Schlichter und ergreifender hat der „König aller Könige“ nicht sterben können.

So bleibt es denn auch nicht aus, dass die Augenzeugen seines Sterbens vom Ende dieses Gerechten sichtlich bewegt und ergriffen werden. „Sie schlugen an ihre Brust“ – alle die Vielen, die wie zu einem Schauspiel hinausgezogen waren, um dieser Hinrichtung beizuwohnen. Still und erschüttert kehren sie in die Stadt zurück. Der Hauptmann aber, der bei der Vollstreckung des Urteils das Kommando führte, „pries Gott und sprach: Fürwahr, dies ist ein frommer Mensch gewesen!“ Er wird zu der Überzeugung geführt, dass hier keine Schuld vorlag, die des Todes würdig war. An diesem Kreuz ist ein Mensch gestorben, der bis zuletzt Gott in Ehren hielt und ihm einen ganzen Gehorsam brachte. Er spricht aus, was wir alle spüren, wenn wir uns in diesen Bericht von Jesu Tod am Kreuz versenken. Und doch genügt es in keiner Weise, wenn wir dieses Bekenntnis unterschreiben. Damit, dass wir die Unschuld Jesu zugestehen, seine Feindesliebe, sein Erbarmen mit dem Schächer, seinen Gehorsam gegen den Vater preisen, haben wir noch nicht in seiner ganzen Tiefe und Größe erfasst, was an diesem Kreuz geschehen ist. Eine „rettende Gotteskraft,“ wie Paulus sagt (Röm. 1,16), wird uns die Botschaft von diesem Kreuz erst dann, wenn uns aufgeht, dass sich in diesem Sterben Gottes Rat erfüllt. Es ist mehr, viel mehr als ein ergreifendes Martyrium. „Gott war in Christo“ – so haben wir gehört, Er hat an diesem Kreuz gehandelt. Dass Er sich dabei der schuldhaften Verblendung Israels bedient, schließt nicht aus, sondern ein, dass Er, Gott selbst, dieses Ende des Sohnes gewollt und verordnet hat. Von der ersten Leidensankündigung bis zum letzten Atemzug am Kreuz nimmt denn auch Jesus selbst den „Kelch“ nicht aus der Menschen, sondern ganz und gar aus des Vaters Hand. Wollen wir seinen Tod recht verstehen, so gilt es, seine Passion als die Aktion Gottes zu begreifen. Nicht nur der Menschen Urteil, das Urteil des Kaiphas und Pilatus, Gottes Urteil ist über ihn ergangen. Darum ist dieses Sterben von solch unermesslicher Bedeutung für alle Menschen und Völker, Zeiten und Geschlechter. Eben darum ist es nicht nur eine letzte Gehorsamsprobe für den Sohn (geschweige denn eine „Tragödie“ neben tausend andern Tragödien der Weltgeschichte), sondern bewirkt unsre Rettung, verbürgt unsre Versöhnung, schafft unser Heil. Was hat es zu bedeuten, dass Gott diesen Einen, der von keiner Sünde wusste, zum Tod am Kreuz verurteilt hat? Wir antworten:

1. Seine Verwerfung ist unsre Versöhnung.

Am Fluchholz hängt der Gerechte. Das heißt: Er ist ganz und gar ein Verworfenener geworden. Nicht nur, dass ihn Israel und seine Priesterschaft verwarf und von sich stieß mit dem fanatischen Schrei: Kreuzige ihn! Kreuzige ihn! Gott selbst hat ihn – verflucht. Dieser Satz mag uns erschrecken, aber er spricht nur aus, was dieses „Holz“ nach dem Zeugnis der Schrift tatsächlich darstellt und was der Apostel Paulus mit den Worten bezeugt: „Christus . . . ward ein Fluch für uns (Gal. 3,13). Soviel steht fest: Diesen Fluch hat Jesus mit nichts verdient. Auf ihm ruhte Gottes Wohlgefallen. Trifft ihn dennoch dieser Fluch, so trifft er ihn nicht um seinetwillen, sondern um unsretwillen. Man kann es noch genauer sagen: Er trifft ihn darum, weil er sich selbst mit unsrer Sünde beladen hat. Sieh nur, wie er auf seinem Weg ins Leiden und Sterben alle nur möglichen und denkbaren Sünden an sich geschehen lässt, gleichsam auf sich sammelt, um sie an

seinem unschuldigen Leibe „hinaufzutragen auf das Holz!“ (1. Petr. 2,24). Das geschah nicht von ungefähr, sondern nach Gottes Rat. „Er hat Den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht“ (2. Kor. 5,21) oder in der Sprache des Propheten: „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser aller Sünden auf ihn (Jes. 53,6). Warum? Weil sie uns so hart verklagt, dass sie uns die Feindschaft Gottes zugezogen hat. Wozu? Damit sie an ihm, an seinem unschuldigen Leibe, verurteilt, gesühnt und gerichtet werde. War dies notwendig? Nun, darüber zu entscheiden, ist nicht unsre Sache. „Wir wissen nicht, was wir tun.“ Wir haben keine Ahnung davon, wie schwer unser Ungehorsam in der Waage des ewigen Richters wiegt, wie sehr Gott unter dem Raub seiner Ehre leidet. Unsre Sache ist es, Gott zu preisen, dass Er den Gerechten hingab für die Ungerechten und an seinem Kreuz den Ort der Sühne schuf. Er „versöhnte die Welt mit sich selbst“ – Er wurde nicht versöhnt, sondern schuf selbst die Sühne, hat aus freiem Erbarmen die Hand zur Versöhnung geboten, indem Er alles, was uns verklagt, an Jesu Kreuz gerichtet und in seinem Grab begraben hat.

2. Seine Verurteilung ist unser Freispruch.

„Er ist des Todes schuldig“ – so lautete das einmütige Urteil, des Hohen Rats. Unter der Anklage der Gotteslästerung ist dieses Urteil zustande gekommen und wurde mit Hilfe und Einverständnis des römischen Gouverneurs vollstreckt. Wir haben, wenn wir das Sterben Jesu betrachten, nicht den Eindruck, als ob hier ein Lästere Gottes stürbe. Die Art, wie er litt und starb, überzeugte den Schächer zu seiner Rechten und den Hauptmann zu seinen Füßen – gewiss zwei unvoreingenommene Zeugen – genau vom Gegenteil. Dennoch gibt ihn Gott dem Tode preis. Warum? Darum, weil wir mit unsren Sünden den Tod verdient haben. „Der Tod ist der Sünde Sold“ (Röm. 6,23) – nicht nur der zeitliche Tod, den der Mensch, wenn er des Lebens und Treibens müde ist, zuletzt als einen Freund und Wohltäter begrüßt, – sondern dieser Tod, der Straftod unter dem Urteil Gottes. Genau den Tod haben wir verdient, den dieser Mann am Kreuz an unserer Statt erleidet. Wenn uns dies aufgeht, dann schauen wir dieses Kreuz auf Golgatha mit andern Augen an – nicht nur mit dem Gefühl des Mitleids und der Ergriffenheit, sondern mit einem zutiefst erschrockenen Gewissen. Wir erkennen: Hier hat ein Blitz eingeschlagen, der von Rechts wegen uns treffen musste. Ein Urteil wurde hier vollstreckt mit schonungsloser Schärfe und Gerechtigkeit, das wie ein drohendes Schwert über unsrem Haupte hing. Zugleich aber vertreibt gerade der Anblick dieses Kreuzes alle Furcht, und Angst aus unsren Herzen. Das Urteil ist vollstreckt, rechtsgültig und wirksam, ein für allemal. Damit, dass Jesus den Tod erleidet, der Gerechte für die Ungerechten, ist unsre und aller Welt Schuld abgegolten. Gottes Urteil spricht uns frei!

Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe!
Der gute Hirte leidet für die Schafe;
die Schuld bezahlt der König, der Gefechte
für seine Knechte.

Der Fromme stirbt, der recht und richtig wandelt;
der Böse lebt, der wider Gott misshandelt.
Der Mensch verwirkt den Tod und ist entgangen,
der Herr gefangen!

Wäre es anders, dann könnte Jesus mit dem Schächer zu seiner Rechten nicht vom offenen Tor des Paradieses sprechen. Dass diesem über und über mit Schuld Beladenen als Erstem dieser Freispruch widerfährt, bestärkt uns in der Gewissheit, dass es keine Schuld gibt, die unter diesem Kreuz nicht Vergebung fände. „Wenn eure Sünde gleich blutrot wäre, soll sie doch schneeweiß werden,“ so gewiss dieser Gekreuzigte mit seinem Blut dafür bezahlt. Wir können alles, was dieser „Berg der Versöhnung“ an Heil und Rettung für uns bedeutet, nicht besser zusammenfassen, als es in dem unergründlichen Wort aus Jesaja geschehen ist:

3. Durch seine Wunden sind wir geheilt.

Zu Tode verwundet, hängt der „Herr der Herrlichkeit“ am Marterholz. Nicht nur die Nägel, die man ihm durch die Hände und Füße schlug, nicht nur die spitzen Stacheln der Dornenkrone, nicht nur der Lanzenstich des Söldners, von dem Johannes berichtet (19,34), haben ihm Wunden über Wunden verursacht. Verwundet ist er vom Hohn und Hass seiner Feinde, verwundet von dem Verrat seines Apostels, verwundet bis ins Herz hinein von all den Sünden und Missetaten, um deretwillen er solches alles erleiden muss. Wie sollen wir es verstehen und begreifen, dass uns diese Wunden „heilen?“ Wunden müssen Wunden heilen, so heißt es in einem bekannten Lied von Hiller, dem schwäbischen Gotteszeugen. Aber warum das so ist, kann er uns auch nicht erklären. Das Geheimnis ist groß! Wir denken an das Wort des Johannes, der unter dem Kreuz Jesu stand und zusah, wie sein Blut den Stamm des Kreuzes und die Erde netzte: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde“ (1. Joh. 1,7). Wir wissen, es ist nicht irgendein Blut, sondern ein „heiliges, teures Blut,“ vergossen und hingegeben in einem Gehorsam ohne Gleichen. Dennoch wird unsre Vernunft dieses Geheimnis nicht ergründen. Was gilt's? Viel wichtiger ist, dass wir es **a n n e h m e n** und dadurch gereinigt, entsühnt, errettet werden. Seltsam, dass wir in dieser Frage überhaupt so sehr auf das „Begreifen“ pochen! Was tut der Mensch, der auf den Tod krank ist und dem der Arzt ein Heilmittel verordnet, von dem er mit Bestimmtheit sagen kann, dass es dem Patienten Heilung und Hilfe bringt? Macht er den Entschluss, dieses Medikament einzunehmen, davon abhängig, dass ihm der Arzt zuvor die chemische Zusammensetzung des Präparats erklärt? Ich möchte vermuten, dass wir alle anders handeln. Wir greifen zu – unendlich dankbar, dass uns Hilfe wird. Wir sollten es, wenn uns Jesus Christus in seinem Heiligen Mahl seinen Leib und sein Blut anbietet – vergossen zur Vergebung unsrer Sünden – nicht anders halten. Ihm sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!

Weg mit den Schätzen dieser Welt,
Demanten, Perlen, Gold und Geld!
Ich hab ein Bessres gefunden:
Herr Jesu Christ, mein großes Gut
ist dein für mich vergossnes Blut,
das Heil in deinen Wunden.

IX.

Zion

Der Berg des Heils.

Hebräer 12,18ff.

Ihr seid nicht gekommen zu dem Berge, den man anrühren konnte und der mit Feuer brannte, noch zu dem Dunkel und Finsternis und Ungewitter noch zu dem Hall der Posaune und zur Stimme der Worte, da sich weigerten, die sie hörten, dass ihnen das Wort ja nicht gesagt würde, denn sie mochten's nicht ertragen.

Sondern ihr seid gekommen zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, und zu der Menge vieler tausend Engel und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über alle, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten und zu dem Mittler des neuen Testaments, Jesus, und zu dem Blut der Besprengung, das da besser redet denn das Blut Abels. Sehet zu, dass ihr den nicht abweist, der da redet.

Sie hieß Eva, war dreizehn Jahre alt und sollte im Frühjahr konfirmiert werden. Noch heute, nach Jahren, sehe ich sie vor mir, mit ihren hellblonden Zöpfen und den großen, blauen, ein wenig traurigen Augen. Sie war mir gleich aufgefallen, als ich zum ersten mal das Klassenzimmer betrat, Mädchenklasse VIII einer württembergischen Volksschule. Sie folgte mit einer besonderen Aufmerksamkeit dem Unterricht, und ihre Antworten lagen weit über dem Durchschnitt, was die innere Reife des Urteils anbelangte. Das mochte mit ihrem Schicksal zusammenhängen. Eva hatte einen verkürzten Fuß und hinkte, vermutlich die Folge einer spinalen Kinderlähmung. Sie trug ein frühes Leid. Nun geschah's, dass wir im Religionsunterricht das Lied auswendig lernten: Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär in dir – eine der strahlenden Perlen des evangelischen Kirchenlieds, großartig und wundervoll im Text wie in der Melodie. Wir waren eben beim zweitletzten Vers angelangt: Wenn dann zuletzt ich angelanget bin im schönen Paradeis, von höchster Freud erfüllet wird der Sinn, der Mund von Lob und Preis – da kam ein vom Geist des Dritten Reichs durchtränkter Erlass des damaligen Kult(us)ministeriums, demzufolge dieses Lied wegen seiner „artfremden Anfangszeile“ nicht mehr in den Schulen erlernt und gesungen werden durfte, vielleicht auch darum, weil darin gar so deutlich von „der Tyrannen Pein“ die Rede ist. Ich war gezwungen, den Kindern in der nächsten Stunde von diesem Verbot Mitteilung zu machen. Natürlich haben sich die meisten nicht viel daraus gemacht, aber als ich sagte: Kinder, das Lied dürfen wir künftig nicht mehr singen, da schaut mich Eva mit erschrockenen Augen an, die sich mit Tränen füllen. Niemand hat es bemerkt. Aber als ich

sie nach Schluss der Stunde zurückbehalte, gesteht sie voll Schmerz und Zorn: Das ist doch mein Lieblingslied. Das kann ich mir doch nicht nehmen lassen!

Du hast recht, liebe kleine Eva, das darf man sich nicht nehmen lassen, damals nicht und heute nicht. Sonst verliert unser menschliches Dasein jeden Sinn und jede Würde, es verliert sein Ziel. Oder ist es vielleicht ein Ziel, für das sich zu leben lohnt: Sechs Bretter, die der Schreiner XY zusammengenagelt, ein dunkles Loch in der Erde, ein paar Tränen, wenn's hochkommt, und ein paar Kränze, die das Grauen der Verwesung barmherzig verhüllen sollen? Man kann nur mitleidig den Kopf schütteln, wenn sich Menschen, lebendige Menschen mit dieser Zielsetzung zufriedengeben. Gott sei Dank, wir sind nicht dazu verdammt, dass wir diesen seichten, trostlosen Nihilismus teilen. Noch klingt's uns in den Ohren: O Ehrenburg, sei nun begrüßet mir, tu auf der Gnaden Pfort! Man muss sich wundern, woher der Dichter den Mut, die Kühnheit nimmt, hoch über dem Leichen- und Gräberfeld dieser Erde ein solches Lied anzustimmen. Nun – er hat sich's nicht in einer guten Stunde zurechtgeträumt. Sein Lied ist eine einzige Auslegung zu unserem Text, zusammengeschaute mit jener andren, unsagbar herrlichen Vision des himmlischen Jerusalem, die uns der Seher Johannes auf den letzten Blättern der Bibel schildert (Offb. 21). „Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem.“ Nicht jener „Zion“ ist gemeint, auf dem die alte Davidsburg stand, der Tempel Salomos, den Nebukadnezar stürmte, und hernach der Tempel des Herodes, den der römische Feldherr Titus schleifte. Es ist der Berg, da die Wohnungen des Höchsten sind. Wollen wir diesen Berg zu Gesicht bekommen, so gilt es noch einmal und erst recht die Augen aufzuheben über alles, was auf Erden ist. Gewiss ist es kein Zufall, dass dieser Berg gerade diesen Namen trägt. Die Verbindung mit dem Schauplatz der geschichtlichen Offenbarung Gottes bleibt gewahrt. Der Name „Zion“ besagt, dass auf diesem Berge nicht irgendein Gott seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, sondern derselbe Gott, der durch das Gesetz und die Propheten Israels geredet hat. „Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes“ (Ps. 50,2) – nicht aus Athen und Rom, nicht aus Mekka oder Moskau oder sonst woher. Wir sind nicht gefragt, ob wir es lieber anders haben wollten. Es ist Gottes freie Wahl, dass Er seine Offenbarung mit diesem Berg, mit diesem Land und Volk verknüpft hat. Aber nun bleibt diese Offenbarung Gottes nicht stehen bei dem, was den Vätern gegeben war. Zu dem Alten tritt der Neue Bund, der ihn um so viel überragt an Herrlichkeit, als der Himmel höher denn die Erde ist. Und es zeigt sich, dass dieser Zion, auf dem ein David seinen Palast erbaut hat, nicht mehr als ein irdisches Abbild jenes andern himmlischen Zion war, auf dem der lebendige Gott selbst seinen Wohnsitz hat und seine Stadt erbaut. Er wird an unsrer Stelle dem Berg Sinai entgegengestellt in scharfer Antithese, mit mächtigem Kontrast. Ihr seid nicht gekommen zu diesem Berg des Gesetzes, auf dem die Majestät Gottes so drohend und furchterregend in Erscheinung trat, sondern ihr seid gekommen zu dem Berg des Evangeliums, den man nicht fliehen muss mit Furcht und Zittern, dem man sich vielmehr nahen darf mit aller Zuversicht und Freudigkeit. Wir nennen diesen Berg Zion darum den Berg des Heils. Es ist der Berg, auf dem sich unsre Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott vollendet und der Glaube zum Schauen wird.

Wenn Gott auf diesem Berg seine „Stadt“ erbaut hat, so heißt das: Er will nicht einsam bleiben, sondern in ihren Mauern sein Volk um sich versammeln. Wir, die wir hier auf Erden keine bleibende Statt haben, sondern wie ein Schatten fliehen, sollen ein Bürgerrecht, eine ewige, unverlierbare Wohnstatt in dieser Stadt empfangen. Wenn das nicht Freude ist! Wir denken daran, in welcher herrlichen Farben uns das letzte Buch der Bibel dieses „himmlische Jerusalem“ vor Augen malt:

Errichtet aus dem Holz des Lebens,
so steigt sie aus der Wolken Meer,
die Stadt, geschmückt gleich einer Braut,
aus Jaspis und Saphir erbaut.

Zwölf Tore schmücken ihre Mauern, aus Perlen erbaut, zwölf Grundsteine bilden ihr Fundament, mit den Namen der Apostel beschriftet, zwölf Engel halten die Wacht auf ihren Toren. Ihre Gassen sind aus lauterem Gold, klar und rein wie durchsichtiges Glas. Sie bedarf keiner Sonne und keines Mondes, denn Gott selbst ist ihre Leuchte und das Lamm. Sie bedarf keines Tempels mehr, denn sie ist erfüllt von Gottes Gnadengegenwart. Gott selbst hat in dieser Stadt seine Hütte aufgeschlagen bei den Menschen. Sie werden sein Volk sein, und Er wird ihr Gott sein. Man hört kein Leid und kein Geschrei auf ihren Gassen. Keine Sünde, keine Angst, kein Unfriede, kein Tod wird mehr darin gefunden. Statt dessen ist sie erfüllt vom brausenden Jubel und Lobgesang der himmlischen Heerscharen. Die „Menge vieler tausend Engel“ ist in ihr versammelt um den Thron Gottes her, all die starken Helden, die seinen Ruhm erzählen und seine Befehle ausrichten (Ps. 103,20). Man sollte meinen, dass in den Mauern dieser Stadt kein Mensch etwas zu suchen hat. Aber siehe, da ist „die Gemeinde der Erstgeborenen,“ deren Namen im Himmel eingetragen sind. Da sind „die Geister der vollendeten Gerechten.“ Das heißt doch: Diese Stadt ist bewohnt, heute schon, von einer erlösten, triumphierenden Gemeinde. Man wird diesen Aussagen besondere Beachtung schenken müssen. Sie widerlegen die Meinung, als gäbe es vor dem Jüngsten Tag, an dem die Toten auferstehen, kein Heil und keine Seligkeit. Es gibt, dieser Stelle zufolge, schon jetzt eine triumphierende Schar in der himmlischen Welt. Unser Brief nennt sie die „Erstgeborenen,“ weil sie als „Erstlinge“ der Kreaturen (Jak. 1,18) einer Vorvollendung teilhaft wurden. Sie sind einer „ersten Auferstehung“ gewürdigt worden (Phil. 3,10) und bilden so etwas wie eine Avantgarde der Erlösten. Wir können der Frage in diesem Zusammenhang nicht nachgehen, wie sich das mit anderen Aussagen des Neuen Testaments zusammenreimt. Es genügt uns, solches an dieser Stelle zu wissen und zu hören – Gott wird es schon zusammenreimen.

So wunderbar und herrlich uns dieser Berg Zion und diese Stadt des lebendigen Gottes geschildert wird, so können wir das alles nicht hören, ohne uns sofort zu fragen: Gibt es denn wirklich einen Zugang auf diesen Berg, einen Eingang in diese Stadt für Leute wie dich und mich? Wer wird auf des Herrn Berg gehen, und wer wird stehen an seiner heiligen Stätte? so fragt der 24. Psalm, und wir erhalten die Antwort: „Wer unschuldige Hände hat und reines Herzens ist!“ Muss uns da nicht jeder Mut entfallen, zumal wenn wir hören, dass auf diesem Berg Gott, der „Richter über alle,“ seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat? Unschuldige Hände, ein reines Herz – da ist wohl keiner, der sich dessen rühmen möchte. Aus unsrem Herzen kommen arge Gedanken, und jeder hat zu solchen Gedanken schon die schlimme, vor Gott verklagende Tat gefügt. Was hilft uns also der Anblick dieses Berges, dieser Gold- und Perlenstadt? Gleichen wir nicht den Unseligen, die eine Fata Morgana in der Wüste narrt – ein Ziel, das ihnen greifbar nahe dünkt und das sie doch niemals erreichen werden? Ja, wenn man so einfach ablegen und abstreifen könnte, was uns vor Gott befleckt, wie der Heide seine Schuhe abstreift, eh er den Tempel der Götter betritt! Aber das kann man nicht, es sitzt viel zu tief. Trotzdem müssen wir unsre Hoffnung nicht verlorengeden. Wohl ist es wahr, dass in diese Stadt kein Zutritt für Sünder ist. Aber da ist der „Mittler des Neuen Bundes, Jesus, dessen Blut besser redet denn das Blut Abels.“ Wir wissen, an welche

Geschichte der Bibel hier im Vorbeigehen erinnert wird: Es ist die furchtbare Geschichte von Kains Brudermord. Da liegt sein Bruder Abel von Kains Keule getroffen mit zerschmetterter Stirn am Boden und sein Blut schreit zum Himmel! Es ruft die Rache Gottes auf den Mörder herab. Dieses Blut redet eine drohende Sprache. Anders das Blut Jesu, das an dem Kreuz auf Golgatha vergossen wurde. Es redet auch, ja es schreit noch gewaltiger zum Himmel als all das viele schuldlos vergossene Blut, das die Erde schon getrunken hat. Aber es ruft nicht die Rache Gottes über die Schuldigen herab, weil es das Blut dessen ist, der sich mit unsrer Schuld belud und sie sterbend sühnte. Es redet „besser,“ es schreit: Barmherzigkeit! Vergib ihnen, Vater, und wenn du strafen musst, so strafe mich, und lass mein unschuldiges Leiden und Sterben die Sühne sein! Das ist die stumme und doch so beredte Bitte, welche dieses Blut Jesu Christi vor den Vater bringt. Wohl uns, dass dieses Blut Jesu Christi für uns alle redet! Nun dürfen wir „unsre Kleider waschen und helle machen im Blut des Lammes (Offb. 7,14). Das geschieht, indem wir dem Gekreuzigten unsre Sünden bringen. Er nimmt sie uns ab und gibt uns statt dessen das fleckenlose Kleid seiner Gerechtigkeit. In diesem neuen Kleid dürfen wir vor Gott erscheinen. So geschieht's, dass Er uns seine Stadt gewährt. Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehen – und anders kann und wird kein sündiger Mensch je vor Ihm bestehen.

So dürfen wir also auch zu diesem letzten und herrlichsten Berg der Bibel unsre Augen aufheben voll Zuversicht und Freudigkeit. Gott lässt uns freundlich zu sich laden, und wir würden uns seines Erbarmens unwert erweisen, wollten wir keinen persönlichen Gebrauch von dieser Einladung machen. Sehet zu, dass ihr den nicht abweiset, der da redet! Mit dieser eindringlichen Warnung schließt unser Text. Sie ist nicht überflüssig, denn zu den großen Torheiten, zu denen der Mensch fähig ist, gehört auch diese, um diesen Berg Zion einen weiten Bogen zu schlagen, ihm – bewusst oder unbewusst – den Rücken zu kehren und die eignen selbstgewählten Lebensziele für wichtiger und höher zu achten. Das kann freilich nicht gut ausgehen. Dadurch wird das Heil verscherzt, weil die Verachtung der Gnade viel mehr als alle Sünden, die ein Mensch begehen kann, Gottes Zorn erregt. Wer Ihm entgegen will, der lenke seine Schritte zu diesem Berg, er nahe sich zu ihm im Glauben und schlage – ein begnadigter, gerechtfertigter Sünder – an seinem Fuß sein Zelt, seine Hütte auf! Wir sind dazu ermächtigt, und wenn wir's tun, wird es uns nicht gereuen. Hier ist der Ort des Heils inmitten einer heillosen Welt. So oft wir aufblicken zu den Höhen dieses Berges, wird's uns zur seligen Gewissheit:

1. *Wir haben nicht einen drohenden, sondern gnädigen Gott.*

Er schreckt uns nicht mit dem drohenden Anblick seiner Majestät. Das ist durchaus nicht so selbstverständlich, wie wir Menschen von heute vielfach meinen, denen das Wort „Gnade zu einer abgegriffenen salz- und kraftlosen Vokabel wurde. Es genügt, an den Berg Sinai zu erinnern, um sich klar zu machen, wie wenig sich die gnädige Herablassung Gottes von selbst versteht. Dort ist Gott seinem Volk mit drohender Gewalt begegnet. Er hat seine Forderungen gestellt, sein Gesetz aufgerichtet. Martin Luther hat dieses Gesetz einmal „die Donneraxt“ genannt, „damit er beide, die offenbärlichen Sünder und die falschen Heiligen, in einen Haufen schlägt und lässt keinen recht haben, treibt sie allesamt in das Schrecken und Verzagen.“ Wer die Gebote ernst nimmt und sein Handeln daran misst, wird zugeben, dass uns unter dieser Donneraxt nichts als verzweifeln übrigbliebe. Nun aber ist uns dieser drohende, fordernde Gott um Christi willen ein

gnädiger Gott und Vater geworden. Wir dürfen „herzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf dass wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden auf die Zeit, da uns Hilfe Not sein wird“ (Hebr. 5,16). Wir dürfen im Namen Jesu zu ihm beten, mit ihm sprechen, wie ein Kind mit seinem Vater spricht. Wir dürfen unsre Fragen und Zweifel, alle unsre Anliegen in seinen Schoß schütten und unsre Sorgenberge in das Meer seines Erbarmens werfen. Wir dürfen – ach wir könnten lange fortfahren, um das „auszustreichen,“ was uns am Fuße dieses „Zion“ erlaubt, aus lauter überschwänglicher Barmherzigkeit Gottes verstattet ist. Warum nur machen wir so wenig Gebrauch davon? Warum so stumm und so scheu, so trotzig und so verschlossen? Es wird schon seine Gründe haben, und man kann sie kecklich beim Namen nennen: Entweder wir haben einen fernen Gott, der in irgendeiner unerreichbaren Ferne hoch über allen Sternen seinen Wohnsitz hat und keine menschliche Einmischung in seine Pläne duldet. Es ist klar: Zu diesem Gott betet man nicht. Es kommt ja doch alles, wie es kommen muss. Da bleibt nur jene fatalistische Ergebung, die immer wieder mit der Demut und dem Gehorsam des Christen verwechselt wird. Oder wir sind noch befangen in einer knechtischen, gesetzlichen Frömmigkeit. Wir leben, als wären wir nicht auf Christus, sondern auf Mose getauft, schlecht und recht bemüht, die Gebote zu halten und weil wir sie immer nur prozentual erfüllen, niemals der Gnade Gottes wirklich gewiss und froh. Hier ist das eine so verkehrt wie das andre. In jedem Fall verleugnen wir unsren Gnadenstand, unser Kindesrecht. Wir fassen es nicht, und wenn wir es schon einmal erfasst haben, so halten wir es nicht fest, dass uns Gott aus freier Gnade zu sich ruft und aus lauter Gnade selig macht. Und doch bleibt's dabei: Ihr seid nicht gekommen zu dem Berg, der mit Feuer brannte, zu diesem finstren, drohenden Berg des Gesetzes, sondern ihr seid gekommen zu dem Berge Zion, zu dem leuchtenden, lockenden Berg des Evangeliums. Nicht die kühle Distanz zu einem fernen Gott, noch die zitternde Furcht vor einem drohenden Gott, sondern der freie Zugang zu einem gnädigen Gott, der persönliche, vertraute Umgang mit ihm in Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung – das ist die rechte Art und Weise, wie ein Christ im Licht des Evangeliums seines Glaubens lebt. Schüttet euer Herz vor Ihm aus! Gott ist unsre Zuversicht.

2. *Wir haben Gemeinschaft mit allen Heiligen im Himmel und auf Erden.*

Bewohnt ist dieser Berg Zion, so haben wir gehört, bewohnt ist die Stadt des lebendigen Gottes, das himmlische Jerusalem, bewohnt von der Menge vieler tausend Engel und von der Gemeinde der Erstgeborenen, von den Geistern der vollendeten Gerechten. Was für ein Volk, was für eine edle Schar! Wahrscheinlich rechnen wir viel zu wenig damit, dass unser Bekenntnis: Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen . . . diese himmlische Gemeinde mit umfasst. Und doch liegt gerade darin ein gewaltiger Trost. Neben der kämpfenden Kirche steht die triumphierende Kirche, und beide sind eins, verbunden in dem, der über beide der Herr und das Haupt ist, Christus. Das heißt doch, dass die Gemeinde Jesu viel größer ist, als unsre Augen sehen und wir auf Erden wahrnehmen. Was wir davon sehen, ist nur das Häuflein der Glaubenden, ein kleiner, vielleicht manchmal recht armseliger Ausschnitt. In Wirklichkeit aber hat Christus schon heute ein mächtiges Volk, unzählbar wie die Sterne am Himmel, wie der Sand am Meer. Wollte man ein Bild dieser Kirche Jesu Christi zeichnen, so müsste man zum Vergleich mit einer auf den Kopf gestellten Pyramide greifen. Was wir auf Erden von dieser Kirche wahrnehmen,

ist nicht viel mehr als ihre schmale Spitze. Heben wir unsre Augen zum Himmel auf, so entdecken wir, dass die Basis dieser Pyramide jedenfalls wesentlich breiter ist! Das Fähnlein Christi auf Erden ist nur ein Teil, weitaus der kleinste Teil einer großen Armee, die aus den Engeln und aus der unzählbaren Menge der Überwinder gebildet ist. Wir sollen es uns darum nicht anfechten lassen, wenn wir auf dieser Welt ein kleines Häuflein bilden. Es soll uns nicht bekümmern, wenn wir in unsrer Umgebung – was durchaus möglich ist – mit unsrem Glauben ganz allein stehen. Keiner ist allein, der den Kampf des Glaubens wagt! Alle sind wir eingegliedert in diese große, Himmel und Erde umspannende Gemeinschaft der Heiligen. Und das nicht nur auf dem Papier, den Namen nach! Zwischen der irdischen und himmlischen Gemeinde besteht ein lebendiger Austausch der Gaben und Kräfte, der Bitte und Fürbitte. Es gibt – nach einem schönen Wort von Zinzendorf – eine „Gemeinschaft mit der oberen Schar“: Das ist gut evangelisch gedacht, auch wenn wir es ablehnen, irgendwelche Heiligen anzurufen. Dass unser an das Irdische gefesselter Blick diese himmlische Gemeinde nicht (noch nicht!) zu Gesicht bekommt, besagt keineswegs, dass diese Geister der vollendeten Gerechten an dem, was in der Gemeinde Jesu auf Erden geschieht, nicht lebendigen Anteil nehmen würden. Von ihrer Warte aus ist der Vorhang, der unsrem Auge verhüllt, was im Himmel ist, völlig durchsichtig. Wie könnte Jesus sonst sagen, dass Freude sei vor den Engeln Gottes über jeden Sünder, der Buße tut? Wie könnte der Verfasser des Hebräerbriefs sonst von der „Wolke von Zeugen“ sprechen, die unsren Glaubenskampf mit angespannter Aufmerksamkeit begleiten (Hebr. 12,1)? Aus diesen und ähnlichen Stellen geht doch hervor, dass zwischen der himmlischen und irdischen Gemeinde eine innige Verbindung, ein lebendiger Kontakt besteht. Jeder, der ein Glied am Leib des Christus ist, darf sich von dieser Gemeinschaft umfassen und getragen wissen.

Bin ich in diesem fremden Land
der blinden Welt schon unbekannt,
dort sind die Freunde, die mich kennen.
Dort werd ich mit der Himmelsschar
Dir jauchzend dienen immerdar
und in der reinsten Liebe brennen.

Wohl dem, der hier unter dieser „edlen Schar“ seine Freunde hat! Er wird auch in der bittersten Einsamkeit wunderbar getröstet sein.

3. *Wir haben ein Bürgerrecht im Himmel.*

Wenn wir auf den Weg zurückblicken, den wir durchwandert haben, so entdecken wir, dass es mit diesem letzten Berg der Bibel, dem Berg „Zion“ eine besondere Bewandnis hat. Sie sind alle herrlich und voller Verheißung, diese Berge, von welchen uns die Hilfe Gottes kommt. Aber an diesem „Zion“ sollen wir nicht nur das Glauben lernen. Es ist der Berg, auf dem unser Glaube ins Schauen verwandelt wird. All die andern Berge sind ein Teil dieser irdischen Welt – mächtige Zeugen dafür, dass der lebendige Gott wirklich zu den Menschen dieser Erde geredet, auf dem Boden der irdischen Geschichte gehandelt hat. Sie werden vergehen, wenn Himmel und Erde vergeht. Anders der „Zion“ – er bleibt. Er ist der strahlende Mittelpunkt jener neuen, zukünftigen Welt, die unser Gott schaffen wird, wenn das Erste vergangen ist. Dieser Zion liegt nicht

hinter uns, er säumt nicht nur unsre Straße, er liegt vor uns als ein leuchtendes Ziel. Er ist unsre Zukunft, wenn anders wir kleinen, sterblichen Menschenzwerge überhaupt eine Zukunft haben. Wollen wir seines Anblicks wirklich froh werden, müssen wir die Gewissheit haben, dass es uns vergönnt ist, auf diesem Berg wirklich Fuß zu fassen und uns in den Mauern der Stadt, die ihn schmückt, wirklich anzusiedeln. Wie steht es damit? Haben wir dieses Wohnrecht auf Gottes Berg, dieses Heimatrecht in Gottes Stadt, dieses Bürgerrecht in Gottes Reich? Es ist klar, dass wir diese Frage nicht nach eigenem Ermessen und Gutdünken entscheiden können. Mit Ahnungen und Vermutungen, mit irgendeiner Wahrscheinlichkeitsrechnung ist uns hier nicht gedient. Es geht um eine Rechtsfrage, und wer jemals in einen Rechtsstreit verwickelt war, der weiß, dass hier mit Beteuerungen nichts gewonnen ist. Will man sein Recht wahrnehmen, so muss man es vorweisen können. Man muss darauf „Brief und Siegel“ haben! Wohl lesen wir im Brief des Paulus an die Philipper: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel“ (3,20). Wir hören in den Abschiedsreden Jesu an seine Jünger, dass er hingehe, ihnen die Stätte zu bereiten (Joh. 14,2). Wer aber bürgt uns dafür, dass unser persönliches Leben von diesen und ähnlichen Verheißungen umklammert ist?

So ernst diese Frage ist, so wenig sollen wir uns damit das Herz zerquälen. Denn Gott hat uns in seiner großen Barmherzigkeit wirklich „Brief und Siegel“ ausgestellt und eben damit verbürgt, urkundlich bezeugt, dass wir dies Bürgerrecht besitzen sollen: Wir sind getauft auf Seinen Namen, den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! So unscheinbar dieses Zeichen ist – von wenigen geglaubt, von vielen verkannt, von den meisten verachtet – hier gilt: Glaubst du, so hast du! Halte dich getrost an dieses Zeichen der Gnade, Barmherzigkeit und Treue Gottes in deinem Leben und schöpfe daraus die Gewissheit, dass Er dich bei deinem Namen gerufen und diesen deinen Namen in das „Buch des Lebens“ geschrieben hat. Wenn das nicht Freude ist! Ich denke daran, wie ich vor etlichen Jahren aus Krieg und Gefangenschaft heimkehrend über die Schwäbische Alb gewandert bin. Immer wieder befühlte ich den Entlassungsschein in der Rocktasche, um mich zu vergewissern: Es ist kein Traum, mit jedem Schritt geht's näher der Heimat zu. Der Fuß schmerzte, und ich humpelte ordentlich an meinem Knotenstock. Dennoch sang ich mir selbst auf diesem Weg ein Lied ums andre vor. Es war die schönste Wanderung meines Lebens, und wer ähnliches erlebt hat, wird dieses Urteil gewiss bestätigen. Wie viel mehr dürfen wir uns über dieses „Bürgerrecht im Himmel“ freuen, das uns in unsrer Taufe verbrieft und versiegelt ist? Wie sollten wir nicht ein Lied ums andre anstimmen auf diesem Weg, der uns an den heiligen Bergen der Bibel entlang und dem letzten, herrlich leuchtenden „Zion“ schnurstracks entgegenführt? Freue dich! Es geht mit jedem Schritt näher der Heimat zu.

Die Hütte Gottes ist bereit,
die Stadt des Heils in Ewigkeit!

X.

Psalm 121

Cornelius Becker (1561 – 1604)

Dch heb mein Augen sehnlich auf
und seh die Berge hoch hinauf,
wann mir mein Gott vom Himmelsthron
mit seiner Hilf zustatten komm.

Mein Hilfe kommt mir von dem Herrn,
er hilft uns ja von Herzen gern;
Himmel und Erd hat er gemacht,
hält über uns die Hut und Wacht.

Er führet dich auf rechter Bahn,
wird deinen Fuß nicht gleiten lan;
setz nur auf Gott dein Zuversicht:
der dich behütet, schläfet nicht.

Der treue Hüter Israel'
bewahret dir dein Leib und Seel;
er schläft nicht, weder Tag noch Nacht,
wird auch nicht müde von der Wacht.

Vor allem Unfall gnädiglich
der fromme Gott behütet dich;
unter dem Schatten seiner Gnad
bist du gesichert früh und spat.

Der Sonnen Hitz, des Mondes Schein
sollen dir nicht beschwerlich sein.
Gott wendet alle Trübsal schwer
zu deinem Nutz und seiner Ehr.

Kein Übel muss begegnen dir,
des Herren Schutz ist gut dafür;
in Gnad bewahrt er deine Seel
vor allem Leid und Ungefäll.

Der Herr dein' Ausgang stets bewahr,
zu Weg und Steg gesund dich spar,
bring dich nach Haus in seim Geleit
von nun an bis in Ewigkeit.